Paed. Pr.
3174

Paed. Pr.
~~331 tze~~
3174

Schmid

Die Früchte
der
guten Erziehung.

Erzählungen
für
Kinder und Kinderfreunde
von dem
Verfasser der Ostereier.

Zweites Bändchen.

Mit einem Stahlstich und Musikblatt.

Augsburg,
Verlag der Joseph Wolffischen Buchhandlung.
1840.

101. Fr.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

An den freundlichen Leser.

Die Vorrede zu dem ersten Bändchen der Erzählungen „die Früchte der guten Erziehung" gilt auch von diesem zweiten Bändchen; auch diese Erzählungen, wiewohl nicht in Briefen verfaßt, sind mit jenen von ähnlichem Inhalte.

Auch hier werden Beispiele von Aeltern dargestellt, die ihre Kinder mit weiser Liebe erzogen, ihnen vor Allem Frömmigkeit in das Herz pflanzten, sie zum Gebethe und Fleiße und zu allem Guten anhielten, und sie vor allem Bösen zu bewahren suchten; es werden darin Kinder geschildert, die ihre Aeltern von Herzen liebten, ihnen gehorchten, und an denen die gute Erziehung die schönsten Früchte brachte.

Der Weg durch gelehrte Abhandlungen, durch Vorschriften und Regeln ist, nach einer uralten Bemerkung, lang, und für Viele nicht ohne Dornen; der Weg durch Beispiele ist kürzer und wie mit Blumen bestreut. Beispiele sind zugleich unterrichtend und unterhaltend.

Eine gute Erziehung ist von der höchsten Wichtigkeit. Aeltern können ihren Kindern nichts Besseres geben; aller Reichthum ist nichts dagegen, ja ohne eine gute Erziehung wird er den Kindern vielmehr verderblich. Kinder können nichts Besseres thun, als sich das Glück einer guten Erziehung recht zu Nutzen machen; das ärmste Kind hat daran einen reichen Schatz, auf welchem Gottes Segen ruht.

Möchten gegenwärtige Erzählungen dazu auch nur ein Scherflein beitragen!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Anselmo.

1.

Der Jüngling in der Fremde.

An einem schönen Frühlingsmorgen wanderte Anselmo, ein adeliger Jüngling von sechzehn Jahren, am Gestade des Meeres hin. Er kam von Salerno, wo sich damals die berühmteste hohe Schule Italiens befand, und wollte die Osterfeiertage auf seinem väterlichen Stammschlosse zubringen. Die Erde prangte im vollen Schmucke des Frühlings, der sich in dem herrlichen Italien um einen Monat früher einstellt, als bey uns; das Meer schimmerte im Purpurglanze der aufgehenden Sonne. An-

selmo's Herz glühte von Andacht; er konnte sich nicht enthalten, nieder zu knien, und den Schöpfer aller dieser Wunder — der Sonne, des Himmels, der Erde, und des Meeres anzubethen.

Anselmo blieb lange so knien, stand dann plötzlich auf und eilte mit schnellen Schritten weiter. Er gedachte der Freude, seine geliebten Aeltern wieder zu sehen. Seine Aeltern waren von altem Adel; allein ihre schönen, ansehnlichen Güter hatten durch den Krieg sehr gelitten, und ihre Vermögensumstände waren daher gegenwärtig ziemlich beschränkt. Was sie aber ihrem Sohne geben konnten, und was mehr ist, als alle Reichthümer der Welt, das gaben sie ihm — eine vortreffliche Erziehung. Von seiner zartesten Kindheit an lehrten sie ihn Gott kennen und lieben, auf Ihn vertrauen und seine ganze Seligkeit in Ihm suchen.

Sie ließen den talentreichen Jüngling Alles lernen, was sie für seinen Stand nöthig oder auch nur anständig fanden. Sie hatten ihn auf die hohe Schule geschickt, und sich gar Manches versagt, damit er dort seinem Stande gemäß leben könne. Er vermied deßhalb jeden unnöthigen Aufwand, lebte sehr sparsam und zurückgezogen, und nahm an den mancherley kostspieligen Vergnügungen, wozu ihn die studierenden Jünglinge von Adel einluden, keinen Theil. Er machte auch kein Geheimniß daraus, daß seine Kasse nicht so gut bestellt sey, wie die ihrige, und es war ihm sehr lieb, eine so gültige Entschuldigung zu haben, und seine Zeit einzig seinen Studien widmen zu können. Um seinen Aeltern eine Ausgabe zu ersparen, machte er auch diese seine Reise nach Hause nicht zu Pferd oder zu Wagen, sondern zu Fuß, und fand

eine solche Fußreise für einen rüstigen Jüngling sehr angenehm.

Der Weg führte ihn jetzt durch laubreiche Lorbeer-Gebüsche, und bog um eine Felsenecke. Da sah er ganz unerwartet ein Schiff, das hier vor Anker lag. Einige Männer, mit schwarzgelbem Gesicht und in fremder, seltsamer Tracht, schöpften an einer Quelle, die aus dem Felsen hervorbrach, Wasser. Sie waren Seeräuber aus Algier. Kaum hatten diese rohen Menschen den zarten Jüngling erblickt, so sprangen sie auf ihn zu, wie grimmige Tiger auf ein schuldloses Lamm, ergriffen ihn, schleppten ihn auf das Schiff, beraubten ihn seiner schönen Kleider, zogen ihm Sklavenkleider von grobem Sacktuche an, setzten ihm einen flachen Hut von Binsen auf, fesselten ihm Hände und Füße mit Ketten, und gesellten ihn den übrigen gefangenen

Christen im Schiffe bey, die von ihnen bereits zu Wasser und zu Land geraubt worden. Diese Christen begrüßten den edlen, lieblichen Jüngling mit lautem Jammer, und Manche vergossen über sein und ihr eigenes trauriges Schicksal reichliche Thränen.

Nachdem Anselmo sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, faltete er seine gefesselten Hände, und richtete seine Blicke zum Himmel. Seine Empfindungen waren so mächtig, daß er laut bethete: „O Du guter, Du großer allmächtiger Gott, der Du den Himmel, die Erde und das Meer erschaffen hast! Du hast dieses Leiden über mich kommen lassen! Gieb mir Deine Gnade, daß ich, in Deinen Willen ergeben bleibe, in dieser Prüfung bestehe, und von Dir bewährt erfunden werde. Tröste Du meine lieben Aeltern und Geschwister! Ach, die guten

Aeltern erwarten mich morgen Abends; sie werden mir mit meinem kleinen Bruder und meiner noch jüngern Schwester entgegen kommen. O wie bekümmert werden sie seyn, da ich nicht eintreffe, da sie nicht wissen können, was mir begegnete, und vielleicht all ihr Nachforschen, was aus mir geworden sey, vergebens seyn wird! Doch, ich traue es Dir zu, liebster Vater im Himmel, Du werdest mich wieder zurückführen in ihre Arme; Du werdest meinen und ihren Schmerz wieder in Freude verwandeln! Du verlässest Diejenigen nicht, die auf Dich vertrauen! Felsen mögen wohl wanken, und Gebirge in das Meer versinken; aber Deine Liebe und Treue wanket ewig nicht.“

Den übrigen Gefangenen, die meistens Italiener waren, ihn verstanden und ihn so bethen hörten, ging sein frommes

Vertrauen auf Gott sehr zu Herzen. Sie gewannen Zutrauen zu dem frommen Jünglinge, fragten ihn, wer er sey, woher er komme und wohin er reisen wollte, und erzählten ihm auch ihre Geschichte. Ein junger Rechtsgelehrter, groß und ansehnlich von Gestalt, dem Anselmo's Familie bekannt war, erwies ihm viele Achtung. Der edle, sehr gebildete Mann erzählte ihm mit Thränen in den Augen, daß er, als ein armer Waise, seine Studien unter vielen Entbehrungen vollendet, erst kürzlich eine Beamtenstelle erhalten habe, und eben jetzt zu Schiffe seine Braut abholen wollte. „Allein, sprach er, anstatt des sanften Bandes, das mich für immer mit ihr verbinden sollte, muß ich nun diese Ketten tragen!" Ein junger Schiffer beklagte nur seine alten hülflosen Aeltern, die er mit seinem gefahrvollen, mühsamen Berufe bisher

ernährt hatte. „Ach, seufzte er, nun sind sie dem äußersten Mangel, dem Hunger und Kummer preisgegeben!“ Ein Fischer, ein schon etwas ältlicher Mann, war der Traurigste aus Allen. Er saß, stillschweigend und in sich versunken, am äußersten Ende des Schiffes. Er stützte den Kopf in die Hand, und stille Thränen floßen über seine Wangen. Er war Vater von fünf unerzogenen Kindern und war höchst bekümmert, wie es ihnen und ihrer frommen, tugendhaften Mutter nun gehen werde. Anselmo näherte sich ihm, nahm ihn liebreich bey der Hand, sprach mit ihm von Gottes heiliger Vorsehung, und wie Gott uns alle Dinge zum Besten lenke, und daß Gott sich nicht vergebens den Vater der Wittwen und Waisen nenne. Der Mann und alle Gefangene hörten ihm in ihrem Elende mit großer Andacht zu. Der

Anblick des schönen adeligen Jünglings, seine weisen Reden, die Freundlichkeit, mit der er Allen begegnete, seine Heiterkeit in seinen Ketten, erheiterte nach und nach Alle, und machte ihnen frischen Muth. Der trauernde Fischer stand auf und sagte: „Der liebe Gott hat uns diesen Jüngling hergesendet, uns zu trösten. Wir wollen, wie er, unser Vertrauen auf Gott setzen! Ich hoffe nun auch, Gott werde unsere Ketten uns zum Segen gereichen lassen!"

Der junge Schiffer stimmte das schöne sicilianische Schifferlied an, das wegen seiner einfachen, sanften Melodie so berühmt ist; und da alle Gefangene auf dem Schiffe Christen waren, so stimmten sie in den Gesang mit ein, und wählten aus dem Liede vorzüglich jene Strophen, die ihnen in ihrem gegenwärtigen Leiden Trost gewährten. Sie sangen:

O Du Heilige,
Hochbegnadigte,
Süße Mutter der Liebe!
Trösterin im Leiden,
Reinster Quell der Freuden,
O, bitt für uns, Maria!

O Geduldige,
Gottergebene,
Auf dem Nachtpfad des Lebens;
Daß wir ohne Klagen
Still die Leiden tragen
O, bitt für uns, Maria!

O Barmherzige,
O Mitleidige,
Mutter unsers Erlösers!
Tröstend uns begleite —
In dem letzten Streite
O, bitt für uns, Maria!

2.

Der Sklave.

Indeß sah Anselmo mit Schmerzen sein Vaterland, das freundliche Italien, so wie das Schiff fortsegelte, sich immer weiter entfernen; Berge und Hügel, Tempel und Palläste schienen immer niedriger zu werden und verschwanden endlich ganz. Man erblickte nichts mehr, als Himmel und Meer.

Die Seeräuber fuhren noch einige Tage auf dem Meere hin und her, um christliche Schiffe aufzufinden und sie zu erobern. Sie trafen keines mehr an; zu ihrem Schrecken erblickten sie aber in weiter Ferne die weißen Segel eines großen Kriegsschiffes, das sie verfolgte. Die christlichen Gefangenen freuten sich im Stillen und schöpften Hoffnung, befreit zu werden. Allein die Seeräuber nöthig-

ten sie mit Peitschenhieben, zu den Rudern zu greifen, ruderten selbst mit Macht, und zogen alle Segel auf. Das Kriegsschiff kam ihnen zwar näher, segelte aber doch zu langsam, sie einzuholen. Die Nacht brach ein, die Christen seufzten, ihre Hoffnung vereitelt zu sehen. Die Räuberhorde frohlockte, in der Hoffnung sicher zu entkommen.

Als die Morgenröthe anbrach, und Himmel und Meer von ihrem Glanze zu glühen schienen, sah man nichts mehr von dem Kriegsschiffe. Anselmo, der schon gemeynt hatte, sein Gebeth um Befreiung sey erhört, war sehr bestürzt und konnte die Thränen nicht mehr zurückhalten. Allein er faßte sich wieder und sprach zu seinen Mitgefangenen: „Wenn Gott unsere vertrauenden Gebethe auch nicht sogleich erhört, so läßt Er sie doch nicht unerhört. Er allein weiß dazu die rechte

Stunde zu bestimmen; Er wird mich und euch, meine Unglücksgefährten! seiner Zeit auch noch aus den Händen dieser Ungläubigen erretten.

Ehe eine Stunde vergangen war, sahen sie die große Stadt Algier von dem Glanze der Morgensonne beleuchtet, gleichsam aus dem Meere emporsteigen. Da die Stadt an dem Abhange eines Berges, Straße über Straße erbaut ist, so kam nach und nach eine Reihe von Häusern nach der andern zum Vorschein. Die Tempel der Türken, Moscheen genannt, auf denen anstatt das Zeichen des Kreuzes, der Halbmond, des Zeichen der Türken, im Sonnenglanze blinkte, waren für den frommen Anselmo ein trauriger Anblick.

Das Schiff landete, die Gefangenen wurden ausgeschifft, und nach einer kurzen Rast durch die engen, schmutzigen

Straßen der Stadt auf den großen Marktplatz geführt. Hier wurden sie, wie das Vieh auf einem Viehmarkte, zur Schau ausgestellt und verkauft. Zuerst lief blos eine Schaar vom niedrigsten Volke, lauter lumpiges Gesindel, zusammen, begaffte die gefangenen Christen und verhöhnte und verspottete sie mit lautem Gelächter und allen erdenklichen Schimpfnamen. Nach und nach fanden sich mehrere wohlhabende Einwohner der Stadt ein. Sie durchgingen die Reihe der Gefangenen, und beschauten einen nach dem andern, wie Pferde, die man kaufen will. Auf dem Platze lagen große Steine und Balken in Bereitschaft, an denen man die Stärke der Sklaven, die man zum Verkauf ausbot, zu prüfen pflegte. Die Türken befahlen ihnen, sie aufzuheben und umher zu tragen, und handelten dann sehr eifrig um den Kaufpreis. Mancher Kauf wurde ge-

schlossen. Der Rechtsgelehrte, der junge Schiffer und noch Andere wurden zu hohen Preisen verkauft. Anselmo, der keinen der schweren Steine aufzuheben vermochte, wurde verlacht. Die Käufer fanden den zarten Jüngling zur Sklavenarbeit zu schwach, und gingen verächtlich an ihm vorüber.

In einiger Entfernung stand ein alter Jude, mit einem Gesichte voll Runzeln, und sah dem Verkaufe, wie es schien, sehr gleichgültig zu. Er war ganz schwarz gekleidet, hatte einen schneeweißen Bart, und trug auf dem Kopfe einen dreispitzigen Hut. Nach dem Alle, bis auf Anselmo verkauft waren, trat er näher, setzte seine Brille auf, betrachtete ihn kopfschüttelnd, ließ sich seine Hände zeigen, und tadelte, daß sie so weich und der Arbeit ungewohnt seyen. „Aber etwas, sagte der Jude in italienischer

Sprache, wirst du doch gelernt haben? Sag' einmal an, worauf hast du dich verlegt?" Anselmo glaubte in der Lage, in der er sich nun einmal befand und die er sich zu erleichtern wünschte, seine Talente nicht verheimlichen zu müssen. Er sagte, daß er sich vorzüglich in schriftlichen Arbeiten geübt habe, und sowohl italienische als französische Briefe zu schreiben wisse." „Hum, Hum, sagte der Jude; das wäre etwas; aber was verstehst du weiter?" Anselmo sagte, er verstehe lateinisch und griechisch. „O weh, sagte der Jude, das ist nichts für die Türken; dergleichen Waare können wir hier zu Lande nicht brauchen. Kannst du sonst nichts mehr?" Anselmo sagte, er könne singen und die Laute spielen. „Schade, sagte der Jude, daß wir nicht sogleich eine Laute bey der Hand haben. Singe aber einmal ein hübsches Liedchen. Laß

dich einmal hören!" Anselmo, der eine ganz ungemein liebliche Stimme und einen vortrefflichen, meisterhaften Vortrag im Gesange hatte, zwang sich zu singen. „Je nun, sagte der Jude, das wäre eben nicht so übel." Er bot drey Goldstücke auf Anselmo, und stieg nach langem Handeln bis auf zehn. Da die Verkäufer noch mehr forderten, und noch immer nicht einschlugen, zuckte er die Achseln, wendete sich und ging. Sie riefen ihn aber zurück, und überließen ihm den edlen Jüngling für die zehn Goldstücke. Es schmerzte Anselmo, in Vergleich mit den übrigen Sklaven, so wohlfeilen Preises verkauft zu werden. Allein er tröstete sich mit dem Gedanken: „Für einige Silberstücke von geringem Werthe wurde der ägyptische Joseph, ja Christus selbst verkauft; Josephs Verkauf diente aber am Ende doch ihm und vielen Menschen

zum Segen. Christi schmählicher Verkauf gereichte zum Heile der Welt. Vielleicht wird, unter Gottesleitung, auch aus meinem Verkaufe noch etwas Gutes erfolgen."

Der Jude, Namens Jussuph, war ein Kaufmann, und trieb den Sklavenhandel nur so nebenher. Sklaven, die nur zu gemeinen, rohen Arbeiten taugten, zu kaufen, damit gab er sich gar nicht ab. Er verstand es, geschickte junge Leute auszusuchen, die sich zu bessern Diensten, wozu mehr Einsicht und Gewandheit gehört, verwenden ließen. Auch kaufte er fast immer sehr wohlfeil ein und wußte sehr theuer zu verkaufen. An Anselmo hoffte er wohl etwas zu gewinnen.

Als er mit Anselmo nach Hause kam, sprach er zu seinem Buchhalter: „Die edle, feine adelige Gestalt des hübschen Jünglings, der Verstand, den ich in sei-

nen Augen zu bemerken glaube, der Anstand, der, troz seines Sklavenkittels, eine edle Abkunft verräth, geben mir Hoffnung, ihn als Diener oder Aufwärter, als eine Art von Edelknaben bey einer vornehmen Herrschaft anzubringen."

Jussuph befahl, den Anselmo zu einem Lautenhändler zu führen. „Suche dir dort, sprach er zu ihm, die zierlichste und wohl klingendste Laute aus." „Du aber, schärfte er dem Diener ein, der Anselmo begleiten mußte, du handle auf das Allergenaueste um den Preis." Anselmo brachte eine treffliche Laute, und Jussuph befahl ihm: „Nun spiele und singe."

Anselmo fand es für gut, eine Stelle aus den Psalmen zu wählen, von denen er viele auswendig wußte. Er sang und spielte:

An den Flüssen Babylons
Saßen wir und weinten,

Wenn wir an Sion dachten;
Unsre Harfen hingen
Dort an Trauerweiden.
Ach, Die uns gefangen hielten,
Forderten von uns Gesang,
Sprachen: „Singet uns Gesänge Sions!"
Ach, wie könnten wir des Herrn
Lied im fremden Lande singen?
O Jerusalem, vergeß ich dein,
So möge meine Rechte
Des Saitenspiels vergessen,
So klebe, statt daß ich singe,
Die Zunge mir am Gaumen."

Jussuph ward sehr gerührt und hatte Thränen in den Augen. „O das ist schön, rief er, das ist sehr schön! Das geht zu Herzen. Ich hätte nicht gedacht, daß du in unsern heiligen Gesängen so bewandert seyest. Nun ist es mir noch einmal so lieb, daß ich dich gekauft habe. — Auch deine Manier zu singen ist, so viel ich davon verstehe, sehr gut. Sie

wird dich rekommandiren; sie wird dir eine gute Stelle verschaffen! — Und, dachte er, mir Vieles einbringen!“

Jussuph verkaufte aber Anselmo nicht sogleich. Er wollte, wie er es schon mit vielen Sklaven gemacht hatte, ihn erst etwas an die Sitten und Lebensart der Türken gewöhnen, und besonders ihn mit der Landessprache bekannt machen, damit er mit seiner künftigen Herrschaft reden könne, ihre Befehle verstehe und dieselben genau vollziehen möge. Er selbst gab ihm Unterricht in der türkischen Sprache und erstaunte über dessen Fortschritte.

Wer mit Jussuph blos Handelsgeschäfte abzumachen hatte, hielt ihn für einen sehr genauen, kargen Mann, der Alles bis auf einen Heller austüpfelte. Sonst aber war er gar nicht knickerig, sondern vielmehr freigebig und wohlthätig. Die Speisen, die er dem jungen

Anselmo reichen ließ, waren nach Landesart gut; sie bestanden aus Reis mit Lammfleisch, Datteln und Oliven, und hie und da gab er ihm auch ein Stück von einer gemästeten Gans. Freilich war auch einiger Eigennutz dabey. „Denn, sagte Jussuph, der Bursche soll sein feines, gedeihliches Aussehen nicht verlieren, um desto verkäuflicher zu seyn.“ Die Kammer, die Jussuph ihm zum Aufenthalte einräumte, war eine der besten im Hause; allein da sie blos für Sklaven bestimmt war, so hatte sie dennoch ein düsteres, unfreundliches Aussehen. Es kam den adeligen Jüngling hart an, sich daran zu gewöhnen, indem er bisher immer nur helle, freundliche, zierlich eingerichtete Zimmer bewohnt hatte. Er mußte, weil er sehr schön schrieb, eine Menge Conto und Rechnungen abschreiben, und bedauerte die Zeit, die er auf

der hohen Schule besser zum Studieren hätte verwenden können. Manchmal mußte er Tage lang bey dem Aus- und Einpacken der Waaren helfen, wobey er manchen Schweißtropfen vergoß. Und so war noch Vieles, das ihm schwer fiel. Er nahm aber alle diese Leiden von Gott an, und trug sie mit Geduld. Er war immer heiter und fröhlich, wie ein Engel Gottes.

3.

Die türkische Familie.

Nachdem ein Jahr verflossen war, kam Jussuph eines Tages sehr vergnügt nach Hause, schmunzelte, rieb sich die Hände und sprach zu Anselmo: „Ich denke, dir Glück wünschen zu dürfen; ich habe einen ganz vortrefflichen Platz für dich ausfindig gemacht. Ich zweifle nicht, du

werdest dich glücklich schätzen, und man werde auch mit dir höchlich zufrieden seyn."

Er versah ihn mit sehr feinen Kleidern von solchen Farben, die gut in die Augen fielen, befahl ihm, seine Laute mitzunehmen, und führte ihn in ein Haus der Stadt, das einem Pallaste glich. Ein zierlich gekleideter Diener meldete beide, kam bald wieder zurück, und wies sie in ein prächtiges Zimmer.

Der Herr des Hauses, ein Türke von ansehnlicher Gestalt und lebhafter, blühender Gesichtsfarbe, in prachtvoller türkischer Kleidung, saß auf einem reich gestickten Sopha, vor dem ein bunter Teppich ausgebreitet lag. Er rauchte aus einer schönen, mit einem zwey Ellen langem Rohre versehener Pfeife lieblich duftenden Tabak; auf einem niedrigen Tischchen neben ihm stand, in herrlichen Porzellangeschirren, Kaffee.

„Man hat mir gesagt, sprach der Türke zu Anselmo, du seyest ein guter Sänger und Lautenspieler. Laß deine Kunst einmal hören!" Anselmo sagte bescheiden: „In der Sprache dieses Landes weiß ich nicht zu singen. Ich kann nur italienische Lieder." „Auch gut, sagte der Türke, singe und spiele, was du am besten verstehst." Anselmo, der sich aus dem milden Italien in das heiße Afrika versetzt sah, und unter den Gefangenen in Algier auch Menschen aus dem kalten Erdstriche kennen gelernt hatte, sang:

Gott, aller Menschen Vater, hält
In Seiner Vaterhand die Welt,
Giebt auf dem ganzen Erdenrund
Den Menschen Seine Liebe kund!

Der Mohr bey heißer Sonnenglut
Vergnügt im Palmenschatten ruht;
Dem Mann' am Schnee-bedeckten Pol
Ists bey dem Feuerheerde wohl.

O möchten Alle hier und dort,
Im heißen Süd, im kalten Nord,
Des Einen Vaters Liebe kennen!

O möchten Alle nah und fern,
Doch ihren Schöpfer, Gott und Herrn
Voll Liebe ihren Vater nennen!

Der Türke hörte aufmerksam zu, rauchte mit großem Wohlbehagen seine Pfeife, nickte öfter wohlgefällig mit dem Kopfe, und sprach zu Ende des Gesanges: „Bravo! Du übertriffst meine Erwartung. Ich denke, mit deinen übrigen Kenntnissen, die mir Jussuph gerühmt hat, werde es eben so gut bestellt seyn." Er that mehrere Fragen an ihn, und war mit Anselmo's Antworten zufrieden. „Gut, sagte er; ich glaube dir! Ich zweifle nicht, daß du die Geschicklichkeiten, die ich fordere, wirklich besitzest."

Er stand auf, und ging in ein Nebenzimmer, dessen Thüre halb geöffnet

war. Man hörte, daß er mit Jemand rede, konnte jedoch nicht verstehen, wovon. Nach einer Weile trat er wieder heraus, und zählte dem erfreuten Jussuph hundert Goldstücke auf den Tisch. Jussuph strich sich, während des Zählens beständig schmunzelnd, den Bart, und strich dann das Gold höchst entzückt in den mitgebrachten ledernen Seckel. „Eure Herrlichkeit, sagte er zu dem Türken, werden mit dem Handel zufrieden seyn; und du, Anselmo, wirst durch deine Aufführung sicher beweisen, daß du des Goldes werth seyest! Lebet wohl! Der Gott meiner Väter behüte euch!"

Der Türke, bey dem nun Anselmo in Diensten stand, hieß Achmed, und war ein überaus reicher Kaufherr, der sehr weit ausgebreitete Handelsgeschäfte machte, auch in der Stadt eine ansehnliche Würde bekleidete. Er sagte, daß er An-

selmo vorzüglich bey seinem Briefwechsel mit Italien und Frankreich benützen werde, und nannte ihm die übrigen Geschäfte, die er künftig im Hause zu besorgen habe. Unter andern mußte er bey Tische den Aufwärter machen. Da es bald Zeit zum Mittagessen war, so befahl ihm Achmed, sogleich die Tafel zu decken, welches Geschäft er sehr nett und zierlich verrichtete.

Bey der Tafel erschienen nur vier Personen, Achmed, seine Frau Fatime, und seine zwey Kinder, ein Knabe von neun und ein Mädchen von sechs Jahren. Die Frau, die jetzt den Schleyer, der ihr Angesicht verhüllte, zurück schlug, war von ausnehmender Schönheit. Die Kinder, die sehr artig und liebenswürdig schienen, grüßten den fremden Jüngling sehr freundlich und betrachteten ihn mit großer Aufmerksamkeit. Anselmo versah den Dienst eines Aufwärters mit vielem

Anstand; er verstand jeden Wink, ja Manches hatte er, bevor man es ihm befahl, schon gethan. Gegen Ende der Mahlzeit sprach Achmed: „So gut, so schnell und flink wurden wir bey Tische noch nie bedient.“

Die Frau hatte vorhin in dem Nebenzimmer dem Gesange und Lautenspiele Anselmos zugehört. „Du singest und spielest sehr schön, sprach sie; ich möchte noch eines deiner schönen Lieder hören. Anselmo holte seine Laute, und da er die Liebe dieser Aeltern zu ihren Kindern, und die Liebe der zwey Kinder zu ihren Aeltern mit Rührung bemerkt hatte, so sang er italienisch:

Wo je ein gutes Aelternpaar
Die Kinder herzlich liebt,
Wo der liebvollen Kinder Schaar
Die Aeltern froh umgiebt;
Da segnet sie des Höchsten Blick,
Und schenket ihnen Heil und Glück.

Kein Vater, keine Mutter hat
Je so geliebt, wie Er;
Der liebe Gott liebt in der That
Uns noch unendlich mehr!
Die Liebe, die ihr Herz erfüllt,
Aus Gottes Vaterherzen quillt.

Mehr noch, als es die Aeltern sind,
Ist Gott der Liebe werth;
O liebt Ihn, wie ein gutes Kind
Die Aeltern liebt und ehrt!
Dann wär' die Welt ein Himmelreich —
Die Menschen wären Engeln gleich.

Herr und Frau hörten mit Vergnügen zu. Die Kinder waren ganz entzückt. „Das Liedchen ist wunderschön, sagte der Knabe; nur Schade, daß man kein Wort davon versteht!" „Ich möchte auch so schön singen lernen!" sagte das Mädchen. „Und ich, rief der Knabe, will die Laute dazu spielen lernen." „O, rief das Mädchen, das mag wohl sehr

schwer seyn! Das Singen ist leichter; ich kann schon ein wenig singen.“ Sie fing an mit ihrem zarten Stimmchen ein türkisches Liedchen zu singen. „Gut, gut, sprach der Vater; Anselmo soll euch Unterricht geben.“ Die Kinder freuten sich, und Anselmo versicherte, daß er es mit Vergnügen thun werde. Beide Kinder gewannen ihn bald sehr lieb. Das gefiel den Aeltern sehr wohl, und erwarb dem guten Anselmo ihre volle Zufriedenheit und ihr vorzügliches Vertrauen.

4.

Der Löwe.

Nach einigen Wochen reiste Achmed mit seiner Familie auf sein Landgut. Anselmo mußte sie begleiten. Das schöne Gut lag weit hinein im Lande, nahe an dem Gebirge. Achmed hatte hier ein gro-

ßes Haus mit einem Garten, der einem Paradiese glich. Reiche Blumenbeete von allen Farben gewährten einen entzückenden Anblick; lange Reihen von Bäumen prangten mit Pomeranzen, Granatäpfeln, Feigen und andern köstlichen Früchten. Aus dem Garten kam man in schöne Maulbeerpflanzungen, worauf sich die Seidenraupen ohne Menschenpflege nährten, und ihre Gespinnste, gleich goldenen Früchten, an den Baumzweigen aufhängten. Man sah da Weinstöcke, die an Ulmen und ähnlichen Bäumen hoch empor wuchsen, sich von Baum zu Baum schlangen, und sie mit den herrlichsten Trauben schmückten, als hätten diese Waldbäume so köstliche Früchte hervorgebracht. Weiterhin befand sich ein ganzer Wald von Olivenbäumen, der zu dem Landgute gehörte. Mehrere Sklaven waren eben emsig beschäftigt, die Oliven zu sammeln,

aus denen das beste Baumöhl gepreßt wurde.

Achmed ging Abends, da sich die Tageshitze etwas abgekühlt hatte, mit seiner Frau, den zwey Kindern und Anselmo hinaus, um die Arbeiter zu besuchen. Die Sonne war bereits untergegangen. Die müden Arbeiter saßen in einiger Entfernung vom Olivenwalde bey ihrem Abendessen. Einige Schritte weiterhin hatten sie ein Feuer aufgeschürt, bey dem sie gekocht hatten, das aber jetzt in Glut gesunken war, und kaum mehr ein wenig rauchte. Achmed und Fatime gingen noch eine kleine Strecke weiter, um das Gebirg zu betrachten, dessen hohe Gipfel und Zedernbäume, obwohl es im Thale bereits dunkel wurde, noch im Abendrothe glühten. Die zwey Kinder liefen auf der grünen Ebene umher. Der Knabe belauschte einen Vogel, der aus

einem Busche sein Abendlied ertönen ließ. Das Mädchen hatte sich einem Strauche genähert, um welchen einige Insekten flogen, die viel schöner und heller als Johanniskäferchen glänzten, und dem Kinde fliegende Diamanten schienen. Da kam plötzlich ein furchtbarer Löwe, mit sträubender Mähne und weit aufgesperrtem Rachen von dem Gebirge her. Alle flohen entsetzt und todtenblaß dem Landhause zu. Die kleine Almire konnte nicht so schnell laufen, blieb zurück, und das grimmige Raubthier war ihr schon sehr nahe. Allein Anselmo ergriff, schnell entschlossen, ein noch glühendes Scheit von der Feuerstätte, schwang es im Kreise, daß es aufs neue anfing heller zu glühen, Funken zu sprühen, und mit heftig lodernden Flammen zu brennen. So ging er, indem er ein feuriges Rad vor sich herschlug, dem furchtbaren Raub-

thiere kühn entgegen. Er wußte, daß dergleichen Thiere das Feuer scheuen. Der Löwe stutzte, blieb stehen, schüttelte drohend die Mähne, stieß ein Gebrüll aus, das gleich einem Donner von den Bergen wiederhallte; ging aber dennoch, den kühnen Jüngling immer mit funkelnden Augen anblickend, einige Schritte rückwärts. Der ergrimmte Löwe blieb noch einmal stehen, brüllte noch furchtbarer, und stand wie zum Sprunge bereitet. Anselmo ließ sich nicht schrecken, und ging mit seiner feurigen Waffe auf ihn zu. Der Löwe wich, blieb zum dritten Male stehen, wandte sich endlich, trabte dem Gebirge zu, und verschwand in dem Dunkel der einbrechenden Nacht.

Almire hatte indeß ihre Mutter erreicht, die auf das Jammergeschrey des Kindes sich wieder umgewandt, aber, von Schrecken wie gelähmt, vergebens ver-

sucht hatte, dem Kinde zu Hülfe zu kommen, obwohl sie ihm nicht hätte helfen können. Almire sank der Mutter ohnmächtig in die Arme. Die Mutter schloß sie an die Brust, und benetzte das blasse Angesicht des Kindes mit heißen Mutterthränen. Der Vater blickte dankend zum Himmel auf, und umarmte voll der innigsten Rührung Anselmo. Der kleine Aladin streichelte seiner kleinen Schwester liebreich die Wangen, und sagte: „Gott sey Dank, daß du lebendig davon gekommen bist. Wenn Anselmo nicht gewesen wäre, so hätte der Löwe dich gefressen und ich hätte mich zu todt geweint!" Vater und Mutter bewunderten und lobten Anselmos Heldenmuth. Er aber schätzte sich höchst glücklich, dem guten Kinde das Leben gerettet zu haben. Sobald er auf sein kleines Schlafkämmerlein kam, dankte er Gott auf den Knien,

daß Er ihm Muth und Kraft gegeben, ein Menschenleben zu retten.

5.

Die angebotene Belohnung.

In seinem Leben schlief Anselmo noch nie so gut, wie diese Nacht; noch nie stand er so heiter auf als am folgenden Morgen, weil ihm am Tage zuvor eine so edle That gelungen war. Er begab sich in den Garten und sah die Sonne aufgehen. Es war ihm, die Sonne sey ihm noch nie so schön aufgegangen. Der Himmel erschien ihm noch nie so schön blau. Die Farben der Blumen kamen ihm frischer und lebhafter vor, jeder Thautropfen schien heller zu funkeln. Alles umher verkündete ihm freundlicher als je die Freundlichkeit und Güte Gottes. Noch nie konnte er so aus dem

Herzen bethen. Sein Gebeth erhob sich mit den Düften der Blumen zum Himmel.

Er ging nunmehr an sein Tagewerk und pflückte Blumen in einen Korb, mit denen er die Blumengeschirre in dem Speisesaale zu füllen hatte. Da kam Achmed, sein Herr, in den Garten, und wünschte ihm aufs freundlichste guten Morgen. „Komm mit mir junger Held! sagte er; ich habe Wichtiges mit dir zu reden!"

Er nahm ihn liebreich bey der Hand, führte ihn in eine Allee von Bäumen, und ging da mit ihm auf und ab. Nachdem er eine Weile geschwiegen, sprach er: „Ich bin dir großen Dank schuldig, liebster Anselmo! Du hast meinem Kinde das Leben gerettet. Ohne deinen Muth, deine schnelle Entschlossenheit, wäre es von den Zähnen des Löwen gräßlich zermalmt worden. Du sollst von nun an nicht mehr mein Sklave seyn; ich betrachte dich als

meinen Sohn. Dein Herz giebt dir Kindesrechte. Du sollst nun nicht mehr bey Tische aufwarten; du sollst, gleich meinen Kindern, mit mir zu Tische sitzen, und mit mir aus Einer Schüssel essen. Nicht mehr als mein Diener, sondern wie ich gekleidet sollst du einher gehen. Du gehörst nun ganz zu meiner Familie. Ich werde alle meine Geschäfte und Vergnügungen mit dir theilen, und ich denke, einen großen, angesehenen Mann aus dir zu machen. Da ist aber vor Allem Eines nothwendig — du mußt dich zu Mahomeds Lehre bekennen!"

Der fromme christliche Jüngling entsetzte sich über diesen Antrag. „Achmed! rief er, fordere Alles, fordere mein Leben von mir; ich bin bereit, es für dich zu geben. Nur verlange nicht, daß ich von meinem Glauben abfalle, und von Christo, meinem Herrn, abtrünnig werde.

Ewig werde ich das nicht thun; nicht um alle Reichthümer der Welt. Er ist mein Heil, meine ganze Seligkeit. Ihm will ich treu bleiben bis in den Tod."

Achmed drang mit vielen Worten in ihn, und zwar, zu Anselmos Verwunderung, in italienischer Sprache. Bisher hatte er nur einzelne italienische Ausdrücke von sich hören lassen; jetzt aber sprach er in zusammenhängender Rede, sehr schön und fließend und mit hinreißender Beredtsamkeit. Er schilderte mit den lebhaftesten Farben die Glückseligkeit, zu der Anselmo gelangen werde, wenn er sich bequeme, den Turban anzunehmen, das heißt, aus einem Christen ein Türke zu werden.

Allein Anselmo rief mit Abscheu und großem Nachdrucke: „Nein, nein! Ewig soll das nicht geschehen! — Laß dir, sprach er nun auch in seiner Muttersprache, die ihm doch am geläufigsten

war, anstatt Vielem nur Eins sagen. Du glaubst mir Dank schuldig zu seyn, daß ich mein Leben wagte, dein Kind den Klauen des Löwen zu entziehen. Allein sieh, Christus hat für mich, für alle Menschen nicht blos Sein Leben gewagt; Er hat es wirklich dahin gegeben. Er hat auch für mich Sein Blut vergossen; Er duldete für mich den schauerlichsten Tod. Er hat mich nicht blos dem Rachen eines wilden Thieres, eines Ungeheuers entrissen. Er hat mich von einem viel schrecklicherem Tode, von dem ewigen Verderben errettet. Er hat nicht blos mein zeitliches Leben auf eine Zeit gefristet; Er hat mir ein ewig seliges Leben bereitet. Wie könnte ich nun von Ihm abfallen? Welch ein schwarzer Undank, welche schreckliche Treulosigkeit wäre dieses?'

Achmed war, was Anselmo nicht wußte, und was auch in Algier ein Ge-

heimniß war, ein Renegat — das heißt, er hatte den christlichen Glauben verläugnet, und sich zu Mahomeds Lehre bekannt. Er war von frommen, christlichen Aeltern erzogen worden, hatte als Handlungsdiener eine Seereise gemacht, wurde von Seeräubern gefangen und als Sklave nach Constantinopel verkauft, hatte dort das Zutrauen seines Herrn, eines vornehmen Türken, und die Neigung von dessen Tochter gewonnen — und um der Erbe des reichen Mannes und der Gatte der schönen Tochter zu werden, hatte er die christliche Religion verlassen und die Religion Mahomeds angenommen.

Die Rede des frommen Anselmo ging ihm deßhalb tief zu Herzen, und er wurde davon mächtig ergriffen. Er sprach daher zu Anselmo: „Ich verlange nicht von dir, daß du deinen Glauben an Christus aufgebest. Innerlich magst du immerhin

an Ihn glauben; ich fordere nicht mehr, als daß du dich äußerlich an Mahomed zu halten scheinest. Ohne diese blos anscheinende Glaubensänderung kannst du hier zu Lande dein Glück nicht machen, und nie zu Ehre und Reichthum gelangen. Wer in diesem Lande sich den Meinungen der Bewohner widersetzt und ihre Sitten und Gebräuche nicht mitmacht, hat dahier nichts als Verachtung und Verfolgung zu erwarten. Werde also blos dem Anscheine nach ein Mahomedaner."

„O nein, nein, rief Anselmo wiederholt. Eine solche Heucheley wäre meiner unwürdig. Auch wäre sie nichts Anderes, als eine öffentliche, höchst strafbare Verläugnung. Und sage selbst, wäre es auch nur möglich, daß wir Denjenigen, den wir aufrichtig und von Herzen lieben, vor den Menschen verläugnen? Ach,

wenn ich der Liebe unsers Herrn und Heilands gedenke, mit der Er, schon bevor ich geboren ward, Sein Leben für mich gegeben hat, so glüht mein Herz von Liebe zu Ihm! Ihm ward ich, schon als ein neugebornes Kindlein, in der Taufe geweiht und geheiligt. Meine geliebten Aeltern haben mich schon von meiner zartesten Kindheit an im Glauben an Ihn unterrichtet. Ich wußte keine größere Freude, als Ihn zu kennen und zu lieben! — Mit himmlischem Entzücken gedenke ich jener seligen Augenblicke, da ich das erste Mal in der heiligen Kommunion, der heiligsten Handlung der christlichen Religion, mit Ihm vereinigt wurde. — O wie könnte ich mich auch nur so stellen, als wüßte ich nichts von Ihm, als wollte ich nichts von Ihm wissen? Wie könnte ich in den Augen der Menschen mich von Ihm lossagen und Ihn abschwören?

Welches Aergerniß, welches böse Beispiel würde ich dadurch meinen gefangenen Mitchristen geben? Ach, ich würde, wenn ich das thäte, in meinem Leben keine ruhige Stunde mehr haben! Ein solcher Treubruch bleibe ewig fern von mir. Einen Türken, der Christum nie kennen gelernt, dem Er nie verkündet worden, der Ihn nur immer lästern hörte, kann ich es nicht übel nehmen, daß er nicht an Ihn glaube; ich kann ihn nur bedauern und bedauere ihn aufrichtig. Aber ein Christ, der seinen Herrn und Meister treulos verläugnete, wäre ein verworfener, nichtswürdiger Mensch. Christus sagte von jenem Abtrünnigen Jünger, der Ihn für eine elende Summe Geldes verrathen hat: „Einem solchen Menschen wäre es besser, wenn er gar nicht geboren wäre.“ Deine Mühe, mich zu einem so elenden Menschen zu machen, ist vergebens. Versuch

es einmal! Lege hieher all deine Schätze, all dein Gold und Silber und biete mir dazu dieses ganze herrliche Landgut an — stelle dorthin den Scharfrichter mit entblößtem Schwerte, der schon manchen schuldlosen Christen hingerichtet hat, und laß mich wählen? Du wirst sehen, ob ich, anstatt von meinem Glauben abzufallen, nicht lieber mein Haupt dem Todesstreiche muthig und freudig darbiete."

Jedes Wort Anselmo's drang gleich einem zweischneidigen Schwerte in Achmeds Herz. „Sey ruhig, sprach er, ich ehre deinen Glauben. Ich werde dich nie mehr mit solchen Anträgen beunruhigen!" Er wandte sich mit bleichem Angesichte und ging nachdenkend und mit langsamen Schritten hinaus in das Feld.

6.

Die dankbare Mutter.

Anselmo füllte seinen Korb vollends mit Blumen und trat damit in den Speisesaal, in dem man gewöhnlich frühstückte. Fatime saß, ihren Mann erwartend, mit ihren zwey Kindern auf dem Sopha, das mit Purpur bedeckt war. „Guter Anselmo, rief sie ihm entgegen, du hast gestern eine edle That vollbracht! Du hast meine liebe Almire hier dem Tode entrissen. Du hast es mit Gefahr deines eigenen Lebens gethan. Das war groß und schön!“ Anselmo, dem das Herz noch voll war von seinem Gespräche mit Achmed, sagte: „Es war nicht mehr als meine Christenpflicht! Christus, der Sein Leben für uns Menschen gegeben hat, gebot uns: „Wie Ich

euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben."

„Das ist ein schönes Gebot! sagte Fatime. Ich möchte diese deine Religion kennen lernen. Erzähle mir davon, und überhaupt deine ganze Geschichte. Anselmo erzählte mit großer Rührung, wie seine Aeltern, Vater und Mutter, ihn, von Kindheit an, in der christlichen Religion unterrichtet, wie sie ihn Gott als den Vater aller Menschen kennen gelehrt und Jesus Christus als Gottes geliebten Sohn; wie Christus geboten habe, den Vater im Himmel über Alles, und alle Menschen auf Erden, als Gottes Kinder, als unsere Brüder und Schwestern, so wie uns selbst zu lieben. Mit Thränen in den Augen erzählte er, was in dem Leben, dem Leiden und Sterben Jesu ihn immer am meisten gerührt hatte. Anselmo erinnerte sich noch vieler Worte,

die ihm seine liebevolle Mutter, aus ihrem frommen Herzen, über die Geschichte Jesu gesagt hatte, und die ihm unvergeßlich geblieben. Er wiederholte viele dieser mütterlichen Reden Wort für Wort. Er sprach mit Begeisterung von der Schönheit und Vortrefflichkeit der christlichen Religion. Alles, was er sagte, besonders aber die Worte seiner Mutter, machten auf Fatimens mütterliches Herz und auf das Herz ihrer Kinder den tiefsten Eindruck. Die kleine Almire weinte vor Mitleid, daß Jesus, der so gut war, umgebracht worden. Und der kleine Aladin rief: „Ey, wenn ich seine Macht gehabt hätte, ich hätte alle diese Bösewichter mit einem Blitze zerschmettert.“ Anselmo sagte, daß Jesus ganz freiwillig gelitten, aus Liebe zu den Menschen; daß Er sich tödten lassen, um uns von dem ewigen Tode, von der Verdammniß zu befreien;

daß Er noch sterbend für seine Mörder zum Himmel gefleht habe: „Vater, verzeih ihnen, sie wissen nicht, was sie thun.“

Diese Liebe des sterbenden Erlösers ging den beiden Kindern und auch der Mutter so zu Herzen, daß alle drey Thränen in den Augen hatten.

„Das ist eine wahrhaft göttliche Liebe, sagte Fatime; dieser Jesus war in Allem, was Er gethan und gelitten hat, die lautere Liebe und Erbarmung!“

Fatime wollte noch wissen, wie Anselmo nach Algier gekommen sey. Anselmo erzählte, wie er seine lieben Aeltern besuchen wollte, wie die Seeräuber ihn überfallen, ihn auf ihr Schiff gebracht, ihn sehr hart behandelt, und ihn für Geld als einen Sklaven verkauft hatten. „Was mich dabey am meisten betrübt, sagte er, in Thränen ausbrechend,

ist der Kummer meiner geliebten Aeltern, auch meines kleinen Bruders und meines Schwesterchens, die nicht viel älter sind, als diese zwey lieben Kinder hier. Ach, wie schmerzlich werden Aeltern und Geschwister auf meine Ankunft gewartet, und über mein Ausbleiben gejammert haben! Wie werden sie noch jetzt trauern, gar nichts mehr von ihrem Anselmo zu vernehmen!"

„Ich bedauere deine guten Aeltern, sprach Fatime. Es war grausam von den Seeräubern, dich ihnen zu rauben. Ihr Christen müßt ja die Türken als eure größten Feinde betrachten und sie hassen!"

„O nein, sprach Anselmo, das dürfen wir Christen nicht; wir müssen alle Menschen, Türken und Juden, lieben. Sonst wären wir keine wahre Christen."

„Deine Religion gefällt mir, sprach Fatime; ich finde sie sehr gut." Sie

schwieg nachdenkend eine Zeit lang still. „Wahrhaftig, dachte sie, die Religion der Christen ist besser, als die Religion der Türken. Mahomed, unser Prophet, predigte Haß gegen alle Anders-Glaubende; Christus, der Stifter der christlichen Religion, lehrte nichts als Liebe. Mahomed vergoß das Blut vieler tausend Menschen, um ihnen seine Religion aufzudringen; Christus vergoß sein Blut aus Liebe zu den Menschen, und verbot seine Religion mit dem Schwerte zu verbreiten! Ich muß bekennen, daß Christus unendlich über Mahomed erhaben sey.“ Sie getraute sich aber zur Zeit noch nicht, dieses Alles laut zu sagen.

Was von Herzen kommt, geht wieder zu Herzen. Deßwegen hatten Anselmo's Worte auf Fatime einen solchen tiefen Eindruck gemacht. Ueberdieß war ihr ganzes Herz von Freude über die

Errettung ihres geliebten Kindes, von Dank gegen dessen edelmüthigen Erretter durchdrungen. „Komm, liebe Almire, sagte sie zu dem Kinde, danke auch du dem edlen Jünglinge, der dir das Leben gerettet!“

Das Kind ging zu ihm hin, blickte mit Thränen in den Augen zu ihm empor, bot ihm das Händchen, und sagte: „Ich danke dir, lieber Anselmo. Gott ist groß und mächtig! Er vergelte es dir.“

„Sieh, du guter Anselmo, sprach die Mutter, als ich noch ein solches Kind war, hatte ich eine christliche Sklavin zum Kindermädchen. Sie war ganz ungemein sanft und die lautere Liebe gegen mich. Sie erzählte mir Vieles von einem göttlichen Kinde, über dessen Geburt die Engel frohlockten, Gott lobten, und den Menschen Glück wünschten. Diese und ähnliche Erzählungen gehören unter

die süßesten Erinnerungen aus meiner Kindheit. Sie sang mir auch von ihren frommen Liedern vor, die mir noch immer im Sinne schweben, und die auch die Veranlassung waren, daß du als ein solcher lieblicher Sänger in unser Haus aufgenommen wurdest. Es regte sich schon frühe in meinem Herzen eine Vorliebe für die Religion der Christen. Als aber meine Aeltern dieses merkten, wurde die fromme Sklavin Christine von mir entfernt. Ich liebte sie fast mehr als meine Mutter, weinte, und wollte mich nicht von ihr trennen lassen. Auf meine flehentlichen Bitten schenkten meine Aeltern ihr jedoch die Freiheit, und schickten sie in ihr Vaterland zurück, wo sie, wie man mir sagte, auch glücklich angekommen ist. Noch jetzt schwebt mir ihr sanftes, blasses Angesicht vor Augen. Auch sie weinte schmerzlich, als sie von mir

schied. Ihr letztes Wort war: „Denke an mich, Fatime, du wirst doch noch einmal eine Christin.“

7.

Eine große Entschließung und deren Ausführung.

Ueber diese Gespräche waren Fatimen ein paar Stunden wie Augenblicke verschwunden. Jetzt regte sich aber bey ihren Kindern der Hunger; denn das Frühstück stand noch immer unberührt auf der Tafel. Die Mutter wurde besorgt, warum der Vater nicht zum Frühstücke komme. Sie konnte nicht begreifen, wo er so lange bleibe. Da er fast jeden Morgen einen weiten Spaziergang machte, so kam ihr der schreckliche Gedanken, er könne wohl gar ein Raub des Löwen geworden seyn.

Achmed war indeß in dem Oelwalde mit verschlungenen Armen auf und ab gegangen. Seine Abtrünnigkeit von der christlichen Religion war ihm noch nie so schwer aufs Herz gefallen. „Dieser fromme Jüngling, sprach er, hat mit seinen einfachen Reden, wie mit scharfen Pfeilen, ohne zu zielen, mich in das Innerste meines Herzens getroffen. Ich bin zwar nie ruhig gewesen; aber jetzt ist mir mein Zustand unerträglich! Ich will mich aufmachen, und in mein Vaterland und in den Schooß der Kirche zurückkehren. Mit Fatime werde ich vielleicht einen harten Stand haben! Ach, daß ich sie überreden könnte, mit mir zu reisen und die christliche Religion anzunehmen! Ich könnte zwar allein entfliehen. Es wäre mir aber doch zu schmerzlich, sie zu verlassen, unbekümmert, daß mein Sohn zu einem Türken und meine Tochter zu

einer Türkin erzogen werde. Ich will ihr meinen Entschluß nun einmal entdecken — und zwar sogleich! Vielleicht daß Anselmos edle Handlung sie bereitwilliger macht, darauf einzugehen."

Mit ernster, schwermüthiger Miene trat er in den Saal, ihr sein Vorhaben zu entdecken. Er wußte nicht, wie sehr Anselmo ihm schon vorgearbeitet hatte. „O mein lieber Achmed, rief sie ihm entgegen, daß du doch hier gewesen wärest! Wahrhaftig, Anselmo hat mir in einem paar Stunden so viel von der Vortrefflichkeit der christlichen Religion gesagt, daß ich herzlich wünschte, eine Christin werden zu können. Ich bekenne, wenn ich an deiner Stelle gewesen wäre, so hätte mich nichts von der Welt bewegen können, einer so herrlichen Religion zu entsagen."

Achmeds ganzes Angesicht erheiterte

sich, als er diese Worte vernahm. „Gott Lob! sprach er, daß du so gesinnt bist. Ich denke wie du, und komme eben jetzt, über diese Angelegenheit mit dir ausführlicher zu sprechen.“

Fatime sagte zu Anselmo, er solle die Kinder in ein anderes Zimmer führen, dort ihr Frühstück zu verzehren, und sprach dann zu Achmed: „Wozu eine lange Unterredung? Ich bin entschlossen, dich mit unsern Kindern in dein Vaterland zu begleiten.“ Achmed war darüber hocherfreut, fand aber noch viele Schwierigkeiten, wie das auszuführen seyn möge.

Allein Fatime wußte sogleich Rath. „Du hast, sagte sie, erst vor einem paar Tagen gegen mehrere Haus- und Handelsfreunde geäußert, eine dringende Handelsangelegenheit werde dich wohl nöthigen, dich persönlich nach Venedig zu begeben. Diese schon mehrmals besprochene

Reise künde ihnen jetzt als nahe an. Sie werden, so wie Jedermann, leicht begreifen, daß du meinen Wunsch, meine Bitten, dich auf dieser Reise begleiten zu dürfen, mir nicht verweigern könnest. Auch versteht es sich von selbst, daß ich meine Kinder nicht zurück lassen wolle. Unsere Schätze an Gold und Silber, Perlen und Edelsteinen und anderen Kostbarkeiten können wir ohne Bedenken mit uns nehmen. Die Türken werden es loben, daß wir dort mit Glanz und Pracht auftreten wollen. Auch können wir noch Vieles, was uns werth ist, unter die Kaufmannswaaren packen, und ohne Aufsehen zu erregen, mit uns nehmen. Was unser Landgut dahier betrifft, so habe ich gestern Abends vor allen unsern Leuten dich laut aufgefordert, du sollest es verkaufen, weil unsere Kinder dahier kaum mehr einen Schritt sich in das Freie

wagen dürfen, und wegen der bösen Nachbarschaft der Löwen des Lebens nicht mehr sicher sind. Kein Mensch wird diese Besorgnisse einer zärtlichen Mutter tadeln. Verkaufe also das Gut, ziehe unsere Kapitalien ein, und mache alle erforderliche Anstalten, sobald möglich, Algier auf immer zu verlassen."

Achmed lobte die Klugheit seiner Frau, verkaufte das Landgut, miethete ein Schiff, ließ seine beweglichen Güter darauf bringen, und fuhr mit Frau und Kindern, mit Anselmo und einigen christlichen Sklaven hinaus in das weite Meer. Es war ihm viel leichter um das Herz, als das feindselige Algier aus seinen Augen verschwand. Er landete zu Salerno. Dort ließ er Frau und Kinder einstweilen zurück, damit sie von der beschwerlichen Seereise ausruhen könnten, und begab sich unverzüglich nach Rom.

Er wurde, nachdem er die türkische Kleidung abgelegt und sich wieder als Christ gekleidet hatte, nebst Anselmo, dem heiligen Vater vorgestellt, und väterlich liebreich von ihm wieder in die Kirche aufgenommen. Dem edlen Jünglinge Anselmo bezeigte der Vater der Gläubigen sein besonderes Wohlgefallen, und gab ihm mit großer Rührung seinen Segen. „Du wirst noch, sprach er zu ihm, in der Hand Gottes ein Werkzeug werden zum Heile vieler Menschen.“

Zu Salerno, wohin Achmed eilig zurück reiste, hatte noch eine große Feierlichkeit statt. Fatime und ihre Kinder wurden dort in der Kathedralkirche getauft. Sie erschienen noch in türkischer Kleidung, mit großer Pracht. Der Erzbischof, in dessen Kirchensprengel Achmed gehört hatte, nahm die heilige Handlung selbst vor. Eine unermeßliche Menge

Volkes versammelte sich in dem herrlichen Tempel. Aller Augen waren auf die schöne, ansehnliche Frau gerichtet, die bey aller Pracht, mit der sie erschien, sich mit so tiefer Demuth dem Erzbischofe nahte. Fast noch mehr Freude hatte das Volk an ihren zwey liebenswürdigen Kindern, die mit gefalteten Händen und sichtbarer Andacht die heilige Taufe empfingen. Als sie aus der Kirche kamen, und so oft auch an den folgenden Tagen, Mutter und Kinder sich in der Stadt sehen ließen, wurden sie von den lebhaften Italienern mit lautem Jubel begrüßt. Jedermann wünschte ihnen Heil und Segen.

8.

Zwey glückliche Familien.

Anselmo hatte, sogleich von Salerno aus, einen vertrauten Freund, den er

noch von seinen Studienjahren her kannte, an seine Aeltern abgeschickt, der sie auf Anselmo's Ankunft vorbereitete, ihnen Briefe von ihm brachte, und ihnen das Vorzüglichste von dem, was ihrem geliebten Sohne begegnet war, erzählte. Allein den Tag, wann Anselmo von Rom oder Salerno in sein väterliches Haus zurückkommen werde, konnte er ihnen zur Zeit noch nicht bestimmen.

Eines Abends, da die Sonne sich zum Untergange neigte, saßen die liebevollen Aeltern mit ihren zwey Kindern unter den Pinienbäumen vor dem Thore ihres alterthümlichen Schlosses. Ihr einziges Gespräch war der geliebte Anselmo. Da kam ein junger Mann in Pilgertracht mit eiligen Schritten auf sie zu. Es war Anselmo; sie erkannten ihn aber nicht sogleich. Er war viel größer, und seine Gesichtsfarbe war bräunlicher ge-

worden. Auch hatte die Mutter gedacht, ihr Sohn werde, nach der Beschreibung seines Jugendfreundes, in einem prächtigen Wagen und in Gesellschaft der reichen Familie zurückkehren. Als sie und der Vater ihn aber erkannten, war die Freude der Aeltern und Geschwister so groß, daß sie mit Worten sich nicht ausdrücken läßt. Vater, Mutter, Bruder und Schwester führten ihn wie im Triumpfe in das Schloß. Er legte Pilgerstab, Muschelhut und Pilgerkleid ab, und stand nun seinem Stande gemäß gekleidet vor ihnen. Er hatte das Pilgerkleid nur übergeworfen, um ungestörter und nach seiner Art angenehmer reisen zu können. Die Mutter ließ eine Freudenmahlzeit bereiten. Aeltern und Kinder blieben bis Mitternacht bey einander auf. Anselmo erzählte ihnen seine ganze Geschichte ausführlich. Die Aeltern konnten nicht auf-

hören, ihm ihren, nun Gottlob überstandenen Jammer und ihre gegenwärtige Freude zu schildern.

Nach drey Tagen kam Achmed, nun nicht mehr Achmed, sondern wie früherhin Guido genannt, mit seiner Frau und seinen zwey Kindern, um Anselmo's Aeltern zu besuchen. Der gemeinschaftliche Glaube an Christus und die christliche Liebe machten bald alle zu Einer Familie. Guido ehrte Anselmo's Vater, den ehrwürdigen, bereits etwas bejahrten Mann, wie seinen Vater. Fatime, nun Marie genannt, und Anselmo's Mutter wurden bald innige Freundinnen. Anselmo's Bruder und Schwester unterhielten sich mit Almire und Aladin, die nun Klara und Ignaz hießen, auf das lebhafteste, und freundlichste. Die Kinder waren unerschöpflich, einander von Italien und Afrika zu erzählen, wobey besonders

des furchtbaren Löwens Erwähnung geschah.

Anselmo's Vater, der sich jetzt von so vielen glücklichen Menschen umgeben sah, konnte sich nicht enthalten, Gottes heilige Vorsicht mit lauter Stimme zu loben und zu preisen. „Du guter Vater im Himmel, sprach er, wie weißt Du doch Alles so weise und gut zu machen! Es war für mich und meine geliebte Ehegattin ein harter Schlag, daß unser lieber Sohn uns genommen worden, und wir waren tief betrübt. Auch für ihn war es ein großes Leiden. Aber dieses kurze Leiden gereicht Vielen zum Heile, und uns allen zur unaussprechlichen Freude. Wer sollte Dich nicht dankbar anbethen, Du unendlich weiser, gütiger Gott!"

Guido wußte, daß Anselmos Aeltern durch den Krieg Vieles verloren hatten — daß ihr Schloß mehrmal ausgeplündert,

sie all ihrer Kostbarkeiten beraubt, und um alle ihre angelegten Kapitalien gebracht worden. Er überreichte ihnen daher eines Tages eine Schrift, in der ihnen die Hälfte seines ganzen großen Vermögens gerichtlich zugesichert war. „Denn, sagte er, da wir durch Euch und Euren Sohn, den Ihr so gut erzogen habt, ewiger Güter theilhaftig geworden sind, so ist es nicht mehr als billig, daß wir auch unsere zeitlichen Güter mit Euch theilen.“

Allein Anselmo's Vater sprach: „Nein, das sey fern von mir, daß ich von Euch auch nur einen Heller annehme. Es ist wahr, wir besitzen keine Reichthümer, wir müssen, wie noch viele Familien, die reicher gewesen, als wir, desjenigen Glanzes, und mancher Vergnügungen entbehren, worauf der Adel Anspruch macht. Allein das hat nichts zu sagen; es hat vielmehr auch sein Gutes. Ach, der Reich-

thum verleitet uns Menschen so leicht, äußerlichen Glanz höher zu schätzen, als den wahren innerlichen Werth des Menschen, und mehr nach den Vergnügungen der Sinne zu streben, als nach den höhern, einzig wahren Freuden des Geistes. Obwohl wir aber nicht reich sind, so sind wir doch auch nicht arm. Wir haben, Gott sey Dank, gerade so unser hinreichendes Auskommen — und das ist genug. Ich habe immer mit Salomon gebethet und meine Kinder bethen gelehrt: „Armuth und Reichthum gieb mir nicht, o Herr! Laß mich mein bescheiden Brod genießen, so lang ich leb' auf Erden; ich möchte sonst, zu satt, ein eitler Prahler werden und sagen, wer ist der Herr! Oder zu arm, möchte ich nach fremden Gute greifen, und mich an meines Gottes Namen versündigen durch falschen Schwur."

„Ich finde diese Denkungsart aller-

dings weise, schön und edel, sprach Guido. Ich weiß aus Erfahrung, wie gefährlich die Begierde nach Reichthum sey. Allein Anselmo ist zu wohl geprüft, als daß Reichthum ihm Gefahr bringen könnte. Da Ihr mein Anerbieten zurück weiset, so soll mich dieses nicht abhalten, meine Schuld an Euren edlen Sohn Anselmo abzutragen. Er hat nicht nur meiner Tochter das Leben gerettet; ihm habe ich es zu danken, daß ich auf den Weg zum Himmel, von dem ich abgewichen war, wieder zurück geführt worden, und daß nun auch meine Kinder und ihre Mutter darauf wandeln. Nimm daher, liebster Anselmo, du hiemit mein halbes Vermögen."

„Ich, sprach Anselmo, kann dieses großmüthige Geschenk noch weniger annehmen als mein Vater; denn ich habe zu Rom den festen Entschluß gefaßt, in

einen geistlichen Orden zu treten, wo ich bey dem Eintritt das Gelübde der Armuth ablegen werde, um einzig den ewigen Gütern nachzutrachten, und auch andere Menschen durch Unterricht, Wort und Beispiel darnach trachten zu lehren. Indeß erlaube ich mir dennoch, deine Großmuth in Anspruch zu nehmen, um dir einige Bitten vorzutragen. Ich habe dir von den Gefangenen erzählt, die sich mit mir auf jenem Raubschiffe befunden haben, besonders von einem jungen Rechtsgelehrten, einem armen Schiffer, und einem sehr bemitleidenswerthen Fischer.

Ich habe mich in Algier öfters nach ihnen erkundigt, allein nie mehr etwas von ihnen erfahren können. In Italien vernahm ich aber, daß sie noch in der Gefangenschaft schmachten. Auf meiner Reise von Salerno hieher besuchte ich ein Kloster von dem Orden zu Erlösung ar-

mer Christen aus der Sklaverey der Türken. Ich bat, mir die Liste der Gefangenen vorzulegen, auf deren Befreiung die frommen Männer eben jetzt bedacht waren. Zu meinem Troste fand ich meine Mitgefangenen darauf; allein die ehrwürdigen Väter hatten das Geld dazu durch Sammlung milder Beiträge noch nicht zusammen bringen können. Ich bitte dich, liebster Guido, wende einen Theil des Geldes, das du mir zugedacht hattest, daran, diese Unglücklichen loszukaufen! Der menschenfreundliche Orden wird die Befreiung derselben gewiß bald bewirken. Thue es doch! Ein größeres Werk der Barmherzigkeit kannst du kaum thun."

Guido sprach: „Nicht nur einen Theil, sondern die ganze Summe werde ich zum Lösegeld für die drey genannten und deine übrigen Unglücksgefährten, und auch noch für viele andere Sklaven ver-

wenden. Sie sollen frey werden, so wie ich auch den christlichen Sklaven, die ich aus Algier mitbrachte, die Freiheit geschenkt habe.“

Anselmo war darüber höchst erfreut, und sagte: „Dafür wird dich der Herr reichlich belohnen. Er wird dich an jenem Tage unter Diejenigen zu seiner Rechten stellen, zu denen Er sagen wird: „Ich war gefangen, und ihr habt Mich erlöst! Denn wahrlich, Ich sage euch, was ihr Einem unter diesen Meinen geringsten Brüdern gethan habt, das habt ihr Mir gethan.“

9.

Noch ein rührender Besuch.

Guido kaufte sich, wenige Meilen von Anselmo's väterlichem Schlosse entfernt, einen schönen Landsitz. Beide Familien lebten in der seligsten Eintracht, und be-

suchten sich sehr oft. Anselmo setzte, von Guido unterstützt, seine Studien zu Salerno und zu Rom wieder fort, brachte aber die Ferien allemal bey seinen Aeltern zu.

Eines Tages, um die Osterzeit, war er nun wieder auf Besuch gekommen; da fand sich auch Guido mit seiner Familie ein, ihn zu sehen. Guido brachte einen Brief mit, in dem jener gefangene Rechtsgelehrte ihm den innigsten Dank für seine Loskaufung bezeigte, und zugleich den edlen Jüngling Anselmo, seinen ehemaligen Mitgefangenen, aufs freundlichste grüßte.

Am folgenden Tage saßen eben Alle fröhlich bey Tische. Da ließen sich der alte Fischer und der junge Schiffer melden, die sich mit Anselmo auf dem Raubschiffe befunden hatten, aber nunmehr auch befreit waren, und jetzt kamen, dem edlen

Guido zu danken. Sie waren in der Gegend zu Hause, und der Schiffer hatte seine alten Aeltern, und der Fischer seine fünf Kinder und ihre Mutter mitgebracht. Es war höchst rührend anzusehen, wie alle weinten und reichliche Thränen der Freude und des herzlichsten Dankes vergossen.

Guido sprach zu ihnen: „Nicht mir, sondern diesem Jünglinge danket! Ihm habt ihr eure Freiheit, ich aber und meine Frau und meine Kinder hier haben ihm noch viel mehr zu danken. Dieser edle Jüngling, der euer Mitgefangene gewesen, ist euer Befreier!“

Die zwey Männer hatten Anselmo nicht sogleich wieder erkannt, erinnerten sich jetzt seiner, und der alte Fischer rief: „Ja, dieß ist jener Jüngling, der uns in unsrer tiefen Betrübniß auf dem Raubschiffe wie ein Engel erschien und uns liebreich tröstete. O meine Kinder, o

liebes Weib, und du Nachbar mit deinen alten Aeltern, bringt ihm euren Dank dar."

Alle umringten Anselmo und wollten ihm Hände und Kleider küssen. Allein Anselmo wehrte ihnen ab und sprach: „Meinen lieben Aeltern danket! Sie haben mir durch Wort und Beispiel solche Gesinnungen eingeflößt, und mich so handeln gelehrt. Alles, was ich bin, kommt nächst Gott, von der guten Erziehung, die sie mir gegeben haben.

Anselmo's Vater trat in ihre Mitte, nahm die Mütze ab, erhob die Augen zum Himmel und sprach: „Alle Ehre und aller Dank gebühret Gott allein! Er hat, wie Er immer thut, Alles wohl gemacht. Er, der es geschehen ließ, daß mein Sohn jenen Räubern in die Hände fiel, hat den Jammer, den wir hier im Hause, und ihr dort auf dem Schiffe

hattet, uns Allen zum Besten geleitet. Durch diese Leiden sind, wie ich denke, wir alle frömmer, weiser und besser geworden. Gott bereitete uns große Leiden, aber auch große Freuden. — Wenn ein Sohn die gute Erziehung, die Aeltern und Lehrer ihm geben, sich zu Nutzen macht, wenn er die Talente, die Gott ihm verlieh, gut anwendet, wenn er dabey demüthig bleibt, nicht seine eigene, sondern nur Gottes Ehre sucht, sich von Gottes Geist regieren läßt, so kann Gott große Dinge durch ihn ausführen und ihn vielen Menschen zum Segen werden lassen — nicht nur für diese kurze Lebenszeit auf Erden, sondern noch vielmehr für die Ewigkeit. Ihm sey Lob und Preis und Dank — jetzt und in alle Ewigkeit, Amen."

Anselmo widmete sich der Gottesgelehrtheit, und entschloß sich, nach Vol=

lendung seiner Studien in den Orden der Erlösung zu treten, und seine väterlichen Güter seinem jüngern Bruder zu überlassen. Er meldete dieses in einem Briefe seinen geliebten Aeltern, und bat sie um ihre Genehmigung.

„Für diesen Orden, schrieb er, habe ich eine große Vorliebe gefaßt, da ich in Algier das Elend der gefangenen Christen mit Augen gesehen habe. — Ein Geistlicher von Adel, gleich ausgezeichnet an Wissenschaft, an Frömmigkeit gegen Gott und Liebe zu den Menschen, der heilige Johannes von Matha, ist, wie ihr wißt, der Stifter desselben. Wie schön und edel ist die Bestimmung dieses Ordens, die Unwissenden, besonders aus dem Soldatenstande, zu unterrichten, die Kranken zu verpflegen, und die Loskaufung der Gefangenen zu bewirken! Ich habe mich überzeugt, daß diese Ordensmänner gegen

sich selbst sehr strenge, und gegen Andere sehr mild und wohlthätig sind. Sie begnügen sich mit den geringsten Lebensmitteln, und sind nur darauf bedacht, Alles, was sie haben und erwerben können, ja selbst ihr Leben mit freudigem Herzen für ihre Mitmenschen dahin zugeben."

Anselmo's fromme Aeltern genehmigten seinen Entschluß. Beide, besonders die Mutter, waren hoch erfreut, als sie ihren geliebten Anselmo das erste Mal in dem weißen Ordenskleide mit dem rothen Kreuze auf der Brust erblickten. „Das Kreuz, sprach Anselmo, erinnert uns, daß wir im Glauben an Den, der für uns am Kreuze starb, unsere eigenen Leiden geduldig ertragen und die Leiden Anderer liebreich mildern sollen. Die weiße und die rothe Farbe bedeuten, daß die Ordensbrüder sich eines reinen Lebens

befleißen, und daß sie gegen die Menschen, besonders gegen Leidende, von Liebe glühen sollen."

„Das sollen im Grunde alle Menschen, sprach der Vater, das wollen auch wir. Es stimmt genau mit dem überein, was der heilige Jakobus sagt: Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott, unserm Vater, ist dieser: die Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal besuchen, und sich von der Welt unbefleckt bewahren."

II.

Die Kapelle bey Wolfsbühl.

Eine alte Sage.

1.

Die arme Wittwe und ihr Sohn.

Margaretha war die Wittwe eines armen Taglöhners. Ein kleines Haus, mit Stroh gedeckt, eine Wiese, eine Kuh, und einige Bienenstöcke waren all ihr Reichthum. Ihr kleiner Georg, ein munterer, hoffnungsvoller Knabe, war ihre einzige Freude in der Welt. Von frühem Morgen bis zum späten Abend spann sie unermüdet. Der Spinnerlohn und

der Ertrag der Wiese ernährten sie und ihr Kind hinreichend. Sie konnte Getreide kaufen; Milch und Butter hatte sie umsonst; Honig konnte sie noch verkaufen.

Sie war in ihrer Armuth sehr zufrieden und vergnügt. Im Frühlinge, wenn die Sonne recht hell und warm schien, führte sie ihren kleinen Georg öfter hinaus auf ihre Wiese, die sich bis zu einem nahen, waldigen Hügel erstreckte, und mit tausend Blumen prangte. „Sieh, sagte sie dann zu ihm, ist es hier nicht so schön, wie im Paradiese? Die Leute sagen wohl, wir seyen arm. Aber was geht uns denn ab? Wir besitzen freilich so zu sagen nur einige Spannen Land; allein diese Wiese voll Gras und Blumen ist für uns wirklich ein Land, das von Milch und Honig fließt. — Wer mit dem zufrieden ist, was er hat, ist reich; wer

aber mehr verlangt, als er nöthig hat, der ist arm und hätte er auch die ganze Welt. Wir wollen für Das, was wir haben, Gott täglich danken!"

Der kleine Georg wuchs heran und wurde, ungeachtet seiner einfachen Kost, ein blühender, kraftvoller Knabe. Die Mutter war darauf bedacht, daß er einmal ein so brauchbarer Taglöhner werde, wie sein seliger Vater. Höher gingen ihre Wünsche nicht. Sie hatte ehemals auf einem Bauernhof, der einige Stunden von ihrem gegenwärtigen Wohnorte entfernt war, gedient. Der Sohn des Bauers, der damals noch ein Kind war, hatte indeß das väterliche Gut übernommen. Sie ersuchte den jungen Bauer, ihren Georg in Dienst zu nehmen. Der Bauer war dazu bereit, und sie machte nun Anstalt, den Knaben mit noch einigen nöthigen Kleidungsstücken zu versehen.

Der gute Georg ging noch zu allen seinen Wohlthätern und zu seinen Gespielen, um Abschied von ihnen zu nehmen. Sogar die Kuh, der er so manchen Büschel Gras auf dem Kopfe nach Hause getragen hatte, verließ er nicht ohne Thränen. „Gutes Thier, sagte er, und krabbelte ihr an der Stirne, du hast mich lange mit deiner Milch ernährt; ich kann dich nun nicht mehr füttern. Aber meine Mutter wird schon für dich sorgen."

Die gute Mutter gab ihm noch viele gute Lehren und mütterliche Ermahnungen. Noch unter der Hausthüre, als er mit einem vollgestopften Quersacke über den Schultern und dem Reisestab in der Hand weinend vor ihr stand, sprach sie zu ihm: „So ziehe denn hin! Habe Gott stets vor Augen, bethe gern, und versäume keine Gelegenheit, eine Kirche zu besuchen. Deinem Nebenmenschen erzeige

jeden Liebesdienst, der dir nur immer möglich ist. Vergiß deiner Mutter nicht, die dich so herzlich liebt und dich lieben wird, bis zu ihrem Tod. Lebe wohl, und Gott sey mit dir!"

Als Georg fort war, spann die Mutter noch fleißiger, und lebte noch sparsamer als zuvor. Sie wollte für ihren lieben Georg Etwas zurücklegen, damit er sein väterliches Erbtheil einst desto sorgenfreier antreten könne. Sie kochte öfter nicht zu Mittag und zu Nacht, und genoß nichts Warmes, sondern blos Milch und Brod. Sie sagte keinem Menschen davon; allein die Leute merkten es dennoch, weil man von ihrem Schornsteine keinen Rauch aufsteigen sah. Bey all ihrer Sparsamkeit war sie aber gegen die Armen sehr wohlthätig. Sie bewirthete die Kinder des armen Nachbars öfter mit einer Schüssel voll Milch, oder rief

sie herein, und strich auf das trockene Abendbrod, das sie in der Hand hielten, Butter; an Festtagen aber noch dazu Honig. Die guten Lehren aber, die sie ihnen gab, waren noch köstlicher, als Milch und Honig.

Eines Abends im Winter, da Berg und Thal mit tiefem Schnee bedeckt und es sehr kalt war, trieb sie ihre Kuh zur Quelle, die aus dem nahen waldigen Hügel hervorquoll. Der Abend war still und heiter, der Himmel glühend roth, und die Kuh trank aus dem klaren Bächlein. Da stürzte plötzlich aus dem Walde ein Wolf hervor, und zerriß die Kuh vor Margarethas Augen. Der Schnee ward weit umher von Blut gefärbt. Margaretha schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, entfloh in ihre Hütte, und weinte schmerzlich. Nicht so fast der große Verlust, als das Mitleid mit dem guten Thiere zerrissen ihr das Herz.

Die Kinder des Nachbars kamen am andern Morgen weinend zu ihr, und jammerten um die Kuh. Dabey bedauerten sie aber auch, daß ihnen Margaretha nun weder Milch noch Butter mehr geben könne. „Aber, sagte eines der Kinder, warum hat doch Gott den grausamen Wolf erschaffen, der ein so gutes, nützliches Thier zerreißt?“ „Der böse Wolf, sagte ein anderes Kind, hat seit einiger Zeit her schon mehrere Schäflein umgebracht und aufgefressen. Warum läßt doch Gott dieses geschehen?“

„Das weiß ich euch nicht zu sagen, sprach Margaretha; wir müssen aber glauben, daß Alles, was Gott geschehen läßt, weise und gut sey. Vielleicht will Gott uns an dem Wolfe zeigen, was es Schreckliches um einen Räuber und Mörder sey, damit wir Raub und

Mord recht verabscheuen. O möchte doch nie eines von euch dem Bösen, räuberischen Wolfe ähnlich werden! Gleichet lieber den frommen, friedlichen Schäflein."

2.

Der Ritter und sein Sohn.

Ein Ritter in der Gegend, Ulrich von der Wildburg, vernahm, was das Raubthier für Verheerungen anrichte, und daß es nicht nur die Heerden, sondern sogar die Menschen anfalle. Er war ein großer Liebhaber der Jagd, und bot alle seine Dienstleute und alle Jäger und Jagdfreunde der Nachbarschaft auf, mit ihm gegen den Wolf ein allgemeines Treibjagen anzustellen. Konrad, sein Sohn, bat den Vater inständig, ihn auch mit zunehmen. Der Vater freute sich, daß sein Sohn so viel Muth zeige.

Er erlaubte ihm mitzuziehen, schärfte ihm aber nachdrücklich ein, dem Vater oder dem alten Leibjäger immer zur Seite zu bleiben, und sich nie von ihnen zu entfernen.

Ritter Ulrich mit seiner Jagdgesellschaft zog aus, mit Spiesen, Pfeilen und Bogen bewaffnet, und von vielen Hunden begleitet. Damals gab es noch keine Feuergewehre; es war daher zu jener Zeit viel schwerer, als jetzt, wilde Thiere zu erlegen. Sämmtliche Wolfsjäger drangen deßhalb mit großer Vorsicht in den Wald ein. Sie vertheilten sich so, daß immer einer dem andern leicht zu Hülfe kommen konnte. Dem jungen, muthigen Konrad ging dieses Alles zu langsam her. Er schlich sich in dem dichten Walde heimlich von seinem Vater weg, und eilte voraus. Er brannte in seinem jugendlichen Muthe vor Begierde, die Ehre,

den Wolf erlegt zu haben, sollte vor allen Andern ihm zu Theil werden.

Mit gespanntem Bogen trat er auf einen etwas freien Platz im Walde heraus. Da sah er den Wolf aus einer Waldschlucht heraufkommen. Konrad legte sogleich den Pfeil zurecht, zielte, schoß und traf den Wolf in die zotige Brust. Allein Konrad war zu voreilig gewesen, und hatte zu frühe abgedrückt. Die Entfernung war noch zu weit, als daß der Pfeil den Wolf hätte erlegen können; das tödliche Geschoß verletzte das grimmige Thier nur leicht. Der Wolf stürzte wüthend auf seinen Feind los. Konrad suchte eilig auf den Baum zu klettern, bey dem er eben stand. Der Wolf erwischte den armen Jüngling beinahe noch am Fuße. Der Baum war gar nicht hoch, und sogar die untern, stärkeren Aeste schienen zu schwach, die Last eines

Menschen zu tragen, ohne zu brechen. Konrad schwang sich indeß auf einen Ast. Der Wolf lief eine Strecke zurück, nahm einen größern Anlauf, und machte einen ungeheuren Sprung, um Konrad herab zu reißen. Der weite, aufgesperrte Rachen voll furchtbarer Zähne kam dem zitternden Jünglinge sehr nahe, erreichte ihn aber doch nicht. Der Wolf wiederholte seine Anfälle mehrmals mit erneuter Wuth; jedoch vergebens. Endlich setzte er sich unter dem Baume nieder, blickte mit offenem Rachen, weit vorgestreckter Zunge und funkelnden Augen zu Konrad empor und winselte und heulte von Zeit zu Zeit vor Blutgier und Ingrimm.

Konrad hoffte das Thier werde den Baum verlassen, oder die Jäger und Hunde würden kommen und es tödten. Er fing nun an, aus allen Kräften um

Hülfe zu rufen. Allein ein heftiger Sturmwind, der durch den Wald brauste, übertönte und verwehte seine Stimme. Es fing an Abend zu werden. Die Sonne neigte sich zum Untergange; es wurde schneidend kalt. Konrad war wirklich in Gefahr, wo nicht durch das grimmige Thier, doch durch den eben so grimmigen Frost auf dem entblätterten, mit Reif überzogenen Baume umzukommen.

In dieser großen Noth flehte er nun zu Gott um Hülfe. Seine von Kälte erstarrten Hände vermochte er nicht empor zu heben; er mußte sich damit am Stamme des Baumes halten. Er erhob aber seine Augen und sein Herz zum Himmel. „O Du lieber, guter Gott, sprach er, erhöre mein Flehen in dieser meiner großen Noth! Verzeih mir meinen Leichtsinn, und meinen Ungehorsam gegen den weisen Befehl meines Vaters.

Laß mich diese Nacht nicht durch Frost und Kälte umkommen oder von diesem grimmigen Thiere zerrissen werden. Ach, ich vermag es auf diesem Baume nicht länger mehr auszuhalten! Hier oben und da unten wartet nichts auf mich als der gewisse Tod. O Gott, errette mich aus dieser Gefahr! Gieb es meinem Vater in den Sinn, mit seinen Jägern hieher zu kommen, und dies blutdürstige Ungeheuer zu verscheuchen. Mein ganzes Leben hindurch werde ich Dir dafür dankbar seyn, und Deine heiligen Gebote besser als bisher befolgen."

Konrads Gebeth blieb nicht unerhört. Als sämmtliche Jäger Abends wieder zusammen kamen, ward Konrad vermißt. Der Vater hatte geglaubt, er befinde sich bey dem alten Jäger; der Jäger hatte gemeynt, er sey bey dem Vater geblieben. Alle Jagdgenossen versicherten,

nichts von ihm gesehen zu haben, und waren höchst bestürzt. Der Vater befahl und bat, den Wald noch einmal zu durchstreifen. Das war bey einbrechender Nacht in einem so dichten, verwilderten Walde nichts Leichtes. Dennoch machten sich alle sogleich auf den Weg. Nach einiger Zeit kamen die Hunde auf die Spur des Wolfes, und fingen an, in der Ferne zu bellen. Alle Jäger wandten sich dorthin. Der Wolf aber, der das Gebell der vielen Hunde vernahm, und die herannahende Menge der Jäger witterte, nahm eilig die Flucht. Die Hunde konnten ihn, weil er einen zu großen Vorsprung hatte, nicht mehr einholen.

Der Vater und sein Gefolge näherten sich dem Baume; eben war der Mond aufgegangen. Konrad stieg von dem Baume herab, bat seinen Vater um Verzeihung, und erzählte wie es ihm gegangen;

wie er in so großer Lebensgefahr gewesen, wie er zu Gott gebethet, und wie sein Gebeth erhört worden. „Nun, nun, Gottlob, daß ich dich nur wieder habe!" sprach der Vater und schloß ihn in die Arme. „Befolge aber künftig meine väterlichen Ermahnungen besser; du siehst jetzt, wie weise, und wie gut gemeint sie sind."

Der alte Jäger aber gab dem jungen Herrn einen derben Verweis. „Da meinen die jungen Herren, sagte er, sie verstünden alles besser, als wir Leute mit grauen Haaren! Allein das Ey muß nicht klüger seyn wollen, als die Henne. Lasset Euch diese Geschichte zur Warnung seyn."

„Diesmal, sagte ein Anderer, lief es noch so ziemlich gut ab; es hätte aber sehr schlimm gehen können. Vor getl an und nach bedacht, hat Manchen in großes Unglück gebracht."

Der Vater sprach: „Ihr braven Männer habt Recht. Konrad wird eure klugen Reden nicht vom Winde verwehen lassen. Danken wir aber alle Gott, der ihn aus so großer Noth errettet hat, und immer hilft, wann wir in der Noth zu Ihm flehen.“

3.

Die gutherzigen Kinder.

Georg, der Sohn der guten Margaretha, hatte, seit er das mütterliche Haus verlassen, seinem Bauer treulich und redlich gedient. Er griff jede Arbeit frisch und munter an, und war unermüdet, bis er sie vollbracht hatte. Dabey war er immer fröhlich und guter Dinge, und gegen jedermann freundlich, gefällig und dienstfertig. Der Bauer und die Bäuerin liebten ihn, als wäre er ihr

eigenes Kind, und die Kinder im Hause hatten ihn so lieb, als wäre er ihr Bruder.

Georg war eines Abends eben vor der Hausthüre beschäftigt, von Tannenreis kleine Büschel zum Einheitzen zu machen. Er hackte das Reis mit einem kleinen Handbeule auf dem Hackstocke kurz, und die Kinder des Bauers banden es mit Stroh zu Büscheln. Da kam ein Mann aus Georgs Wohnort, und sagte zu ihm: „Du, Hans Jörg! Deine schöne Kuh daheim hat der Wolf zerrissen. Deine Mutter war sehr traurig und weinte bitterlich. Als sie hörte, daß ich hier durchreise, hat sie mir aufgegeben, dir von diesem Unglücke Botschaft zu bringen, und dich zu grüßen. So, nun weißt du's. Behüt' dich Gott; ich muß heute noch weiter.“

Georg fing an schmerzlich zu weinen;

die Kinder jammerten auch. Der Bauer und die Bäuerin kamen zur Hausthüre heraus und sagten: „Was giebts denn? Was habt ihr?“ Die Kinder erzählten es, und Georg sagte schluchzend: „Ach, meine liebe Mutter wird einen großen Jammer haben, daß sie um das gute Thier gekommen ist. Die Kuh war die schönste in unserm Dörflein; Ihr selbst habt keine schönere. Sie war schön braun, und hatte ein weißes Sternlein auf der Stirne. Sie war so glänzend und glatt, daß kein Tropfen Wasser auf ihr stehen geblieben wäre. Sie war von der besten Art und gab des Tages sechs bis acht Maß Milch. Ach, eine gute Milchkuh ist eine große Wohlthat Gottes. Sie machte meine Mutter reich; jetzt aber ist die Mutter recht arm. Die Milch war die beste, ja fast einzige Nahrung meiner Mutter; eine andere Kuh zu kaufen,

Bayerische Staatsbibliothek München

ist sie nicht im Stande. Das ist ein großes Elend!“

Der gute Knabe ging weinend in seine Kammer. Er bethete — und sann nach, wie seiner Mutter zu helfen sey. Er hatte noch nichts von seinem Lohne eingenommen. Er wollte, da er sehr dürftig gekleidet hieher gekommen war, für das Geld sich einen neuen Hut und eine rothe Weste kaufen, wie die übrigen Bauernbursche im Dorfe sie trugen, und er hatte sich schon lange darauf gefreut. Allein nun dachte er nicht mehr an Hut und Weste. „Ich will, sagte er, für meinen Lohn eine Ziege kaufen, und sie meiner Mutter bringen; so ist ihr doch wenigstens einstweilen aus der größten Noth geholfen!“

Er ging sogleich zum Bauer, sagte ihm sein Vorhaben und bat, was er bisher an Lohn einzunehmen habe, ihm aus-

zuzahlen. Der Bauer lobte Georgs kindliche Liebe und bezahlte ihn. Die Kinder sagten: „Nun bekommst du aber keinen neuen Hut und keinen rothen Brustlatz.“ Allein Georg sagte: „Ich kann ohne einen neuen Hut und Brustlatz recht wohl leben, und frisch und gesund seyn; meine Mutter aber kann nicht ohne eine Ziege leben. Ich will nun sogleich zum Bauer draußen am Büchel laufen! Der hat zwey schöne Ziegen. Vielleicht giebt er mir eine davon zu kaufen.“

Georg kam aber betrübt zurück, und sagte: „Der Mann hat gesagt, seine Ziegen seyen ihm nicht feil; wenn ich ihn aber recht gut bezahle, so wolle er mir doch, weil ichs sey, eine davon überlassen. Allein er forderte noch einmal so viel Geld, als mein Lohn beträgt. Nun ist meine Freude vereitelt. Ich weiß mir weder zu rathen noch zu helfen.“

„Nun Kinder, sagte die Bäuerin lächelnd, so haltet ihr einmal Rath, wie dem guten Georg und seiner armen Mutter zu helfen sey. Besinnt euch, wie ihr das Geld zusammen bringen könnet. Du, Liese, du bist die älteste; rede du zuerst; fällt dir nichts ein?“ „Ey ja, sagte Liese, wir wollen das Geld aus unsern Sparbüchsen zusammenlegen.“ „Nun wohl, sagte die Mutter, das ist ein schöner Einfall; macht es so.“ Die Kinder liefen fort und kamen mit ihren blechernen Büchsen. Sogar das kleinste kam, und rief: „Liebe Mutter, sieh! Da sind auch meine Sparpfennige.“ Die Sparbüchsen waren verschlossen und oben befand sich eine Oeffnung, um das Geld hinein zu schieben. Die Mutter hatte die Schlüsselchen, öffnete die Büchsen und schüttete das Geld auf den Tisch. Da die ersparte Münze nicht reichte, wollten die

Kinder auch ihr Pathengeld noch dazu legen. Allein die Mutter sagte: „Euer Pathengeld dürft ihr nicht wegschenken. Was noch fehlt, will ich von meinem Ersparten hergeben.“ Georg weinte Thränen der Freude und Dankbarkeit. „Ach, sagte er, ihr seyd doch recht gutherzige Kinder.“ „Ey, sagte Liese, du bist noch viel gutherziger! Was wir an Kleidern brauchen, schaffen unsre Aeltern uns an; du aber mußt es mit deiner Arbeit verdienen, und doch giebst du deinen Lohn für deine Mutter dahin!“

Georg nahm das Geld und ging, die Ziege zu holen, und alle Kinder begleiteten ihn. Sie brachten sie wie im Triumphe. „Seht nur, sagte Georg zum Bauer und der Bäuerin, wie schön sie ist! Wie schön weiß mit schwarzen Flecken! Wie lang ihre Haare und wie schön gekrümmt ihre Hörner sind, und welche

schelmische Augen und welchen langen Bart sie hat! Sie soll auch recht viel Milch geben, sagte der Mann."

Georg führte die Ziege in den Stall und band sie an, und die Kinder brachten so viel Futter herbey, daß die Ziege mehrere Tage genug daran gehabt hätte, und Georg ihnen abwehren mußte, nicht noch mehreres zu bringen.

„Morgen, sagte Georg zu dem Bauer, will ich die Geis meiner lieben Mutter bringen, wenn Ihr es erlaubt, und wenn Ihr meynt, daß von dem Wolfe nichts mehr zu fürchten sey." Der Bauer erlaubte ihm, zu gehen und sagte: „Vor dem Wolfe sind wir, Gottlob! sicher. Seit man so fleißig Jagd auf ihn macht, hat er unsere Gegend verlassen. Man sieht und hört weit und breit nichts mehr von ihm."

„Nun, sagte Georg, so will ich mich denn morgen in aller Frühe auf den Weg

machen. O wie freue ich mich, die liebe Mutter zu sehen! Wie froh bin ich, ihr meine kindliche Dankbarkeit für das viele Gute, das sie mir erwiesen hat, ein wenig an den Tag legen zu können. Ich hoffe, sie hat dann in ihrem großen Leid doch auch wieder eine kleine Freude." Der gute Knabe selbst konnte vor Freude die halbe Nacht nicht schlafen.

4.

Der arme Greis.

Am andern Tage, bevor noch die Morgenröthe anbrach, war Georg schon reisefertig. Die Bäuerin machte ihm ein Frühstück, und gab ihm noch Lebensmittel mit auf den Weg. „Und da sprach sie, hast du noch einen Laib Brod, und ein Stück geräucherten Speck, und einige Reisten Flachs für deine Mutter."

Georg dankte, packte Alles in seinen Zwerchsack, warf den Sack über den Rücken, führte die Ziege an einem Stricke, trieb sie mit einem Stecken vor sich her, und eilte freudig seiner Heimath zu.

Der Boden war hart gefroren, und mit frischem Schnee leicht bedeckt, der in der vergangenen Nacht gefallen war. Als Georg ungefähr den halben Weg zurück gelegt hatte, erreichte er eine Anhöhe, auf der eine schöne Kapelle stand. Die Thüre war offen. „Ich muß doch den Rath meiner Mutter befolgen und hineingehen, um zu bethen, sagte er. Was fange ich aber einstweilen mit der Ziege an? Es wäre unschicklich, ja sündhaft, das Thier mit in die Kirche zu nehmen." Er band sie außen an der eisernen Handhabe der Thüre fest, trat hinein, und kniete vor dem Altare nieder. Er bethete recht herzlich und ziemlich lange für seine

Mutter, für seinen seligen Vater, für seinen Bauern und seine Bäuerin und deren Kinder, und für alle seine Wohlthäter. „Lieber Vater im Himmel! sprach er unter Anderm, ich verspreche Dir, Deine heiligen Gebote und die guten Lehren meiner lieben Mutter immer getreulich zu befolgen, und Dir und Deinen heiligen Engeln und allen guten Menschen Freude zu machen. Gieb mir doch Deine Gnade dazu! Besonders stehe mir bey, meiner armen Mutter Gutes zu thun!"

Getrost trat er nun wieder aus der Thüre. Da erblickte er einen eisgrauen, abgelebten Greis, der auf der steinernen Bank vor der Thüre saß. Zu seinen Füßen lag ein großer Büschel Reisholz. Der alte Mann stützte sich auf seinen Stab, betrachtete aufmerksam die Ziege, und die hellen Thränen standen ihm in den Augen. Georg grüßte ihn freundlich,

und fragte: „Guter, alter Vater, warum betrachtet Ihr die Ziege so wehmüthig, und warum weint Ihr?"

„Ach, sagte der Mann, eine solche schöne Ziege hatte ich auch, und ihre Milch war meine beste Nahrung. Allein der Wolf hat sie mir zerrissen. Seit der Zeit ist meine arme Küche schlecht bestellt. Ich muß mich nur mit Wassersuppen begnügen, und auch zu meinem Stücklein Brod habe ich keine Ziegenkäse mehr. Ich bin jetzt viel kraftloser. Ich glaube kaum, daß ich noch im Stande seyn werde, diese Bürde Holz heim zu bringen, obwohl es zu meiner Hütte, die du dort unten, am Ende des Dorfes Greiselbach siehst, nur mehr einige hundert Schritte ist."

„Ey, sagte Georg, da ist leicht zu helfen. Ich will Euch Eure Bürde geschwind hinunter tragen zu Eurer Wohnung." Der Greis wollte das nicht zugeben. Al-

lein Georg dachte an die Worte seiner Mutter: „Sey, so viel in deinen Kräften steht, dienstfertig gegen alle Menschen; einem Nothleidenden beizustehen, macht, so wie das Bethen, keinen Aufenthalt.“ Er sagte daher: „Laßt mich nur! Es macht mir wenig Mühe, und ehe eine Viertelstunde vergeht, bin ich ja wieder hier oben. Die Ziege wird indeß hier ja sicher seyn?“ „O ja wohl, sprach der Greis; sie wird gewiß nicht gestohlen. Dafür stehe ich. Die Leute in der Gegend umher sind ehrliche Leute.“

Georg eilte mit der Bürde auf seinen Schultern schnellen Schrittes, und hie und da mit hohen Sprüngen den Hügel hinab. Der Greis folgte ihm langsam. Georg legte das Holz neben die Thüre hin, und ging etwas langsamer zurück. Der Greis begegnete ihm nicht weit vom Dorfe, und dankte ihm mit Thränen in

den Augen. „Du bist ein guter Jüngling, sagte er, der das Alter ehrt. Gott wolle dir deine Liebe gegen einen fremden alten Mann hundert und tausendmal vergelten! Und das wird Er auch! Denk an mich.“ Georg drückte dem Greise gerührt die Hand, wünschte ihm fröhliche Tage in seinem Alter, und ging weiter, erfreut, ein gutes Werk gethan zu haben. „Das war auch ein Almosen, dachte er; man kann, auch ohne Geld zu haben, gegen die Armen wohlthätig seyn.“

5.

Der Wolf und die Ziege.

Kaum hatte Georg den Greis verlassen, und war noch keine zehn Schritte gegangen, so kamen die Knaben, die sich auf dem Eise des nahen Baches ergötzten, fast außer Athem gesprungen und schrien:

„Der Wolf! Der Wolf!“ Alle sahen vor Schrecken ganz bleich aus. „Wo habt ihr den Wolf gesehen?“ fragte Georg. „Dort oben auf der Höhe; er lief eilig der Kapelle zu!“ sagte ein Knabe — sprang weiter und flüchtete sich mit den andern Knaben in das nächste Haus. Georg hatte einen Todesschrecken. „Ach, rief er jammernd und rang die Hände, da hat der Wolf meine Ziege zerrissen! O meine arme Mutter! Nun weiß ich dir nicht mehr zu helfen.“

Er eilte den Hügel hinauf, ohne daran zu denken, daß er vielleicht sein eigenes Leben in Gefahr bringe. Allein als er auf dem Hügel ankam — blieb er voll des höchsten Erstaunens stehen. Seine Ziege war unversehrt, nur war sie etwas scheu und bemühte sich zu entfliehen. Als sie aber ihn erblickte, wurde sie ruhig und fing an zu meckern, als freue sie sich

seiner Ankunft. Die Kapellthüre, die halb offen gewesen, war jetzt geschlossen, und aus einem der zwey runden vergitterten Fenster zu beiden Seiten der Thüre streckte der Wolf seinen Kopf heraus. Das Fensterglas hatte er zersplittert, und bemühte sich aus allen Kräften durch das eiserne Gitter heraus zu brechen. Er sperrte den Rachen weit auf und seine Augen funkelten vor Wuth. Es gelang ihm aber nicht, seiner Gefangenschaft zu entrinnen.

„Das ist ein offenbares Wunder! sagte Georg. Wer hat meine Ziege in Schutz genommen, und das grimmige Unthier da eingesperrt? Kein Mensch wäre das im Stande gewesen. Auch sehe ich hier im Schnee keine anderen Fußtritte von Menschen, als die meinigen und die des alten Mannes. Die Fußstapfen des Wolfes gehen aber gerade zur Thüre

hinein. Nur ein Engel Gottes, der ohne den Boden zu betreten, schwebend vom Himmel herab kam, konnte das wilde Thier bändigen und es so leicht hier hineinleiten und verschließen, damit es den Menschen nicht mehr schaden könne." Er dankte Gott mit erhobenen Händen.

Indeß war der Greis herbey gekommen. Er hatte das Jammergeschrey der Knaben: „Der Wolf, der Wolf" gehört, und wollte nun sehen, ob seinem Wohlthäter kein Unglück begegnet sey.

„Da seht einmal das Wunder an, das hier geschehen ist, rief Georg. Seht, der Wolf ist gefangen, ohne daß er meiner Ziege ein Haar krümmen konnte. Nun sagt mir doch, wie Ihr meynt, daß die Sache zugegangen sey?"

„Das ist mir ganz klar, sagte der Greis; ich kann es dir erzählen, als wäre ich dabey gewesen. Als der Wolf die

Ziege witterte und von ferne erblickte, rannte er voll Raubgier auf sie zu. Die Ziege, die an der halb offenen Thüre angebunden war, und ihn kommen sah, flüchtete sich in die Kapelle. Da sie an der Thüre, die nach Innen aufgeht, angebunden war, und dem Wolfe entfliehen wollte, aber nicht vorwärts konnte, wandte sie sich seitwärts, und verbarg sich, wie an einem Leitseile geführt, hinter die offene Thüre. Der Wolf, der sie aus den Augen verloren hatte, rannte voll Blutdurst und blinder Wuth geraden Wegs bis zum Altare. Als die Ziege ihn dort vornen sah, sprang sie augenblicklich wieder aus der Kapelle heraus, und zog die Thüre mit dem Stricke, der daran befestigt war, hinter sich zu. So ward der Wolf gefangen."

„So war es denn kein Wunder," sagte Georg betroffen und nicht mehr so

fröhlich; so ging denn Alles ganz natürlich zu?"

„So natürlich es zuging, sprach der Greis, so ist es doch ein Wunder. Es ist ein Wunder der göttlichen Vorsicht. Gott hat Alles so gefügt. Durch seine Schickung ward nicht nur deine Ziege gerettet, nicht nur das verderbliche Raubthier unschädlich gemacht — du hast noch eine große Belohnung zu erwarten. Denn unser gnädigster Fürst hat einen Preis von zehn Goldgulden ausgesetzt für Denjenigen, der dieses Raubthier fängt oder erlegt. Dieser Preis gebühret dir. Du bist die nächste Ursache, daß es gefangen wurde. Du hast, ohne es zu wissen, eine künstliche Wolfsfalle angelegt. Du wirst den Lohn auch sicher erhalten."

Georg erstaunte; denn zehn Goldgulden waren in jenen Zeiten eine große Summe Geldes. „O wenn das so ist,

sprach er, so kann ich ja meiner Mutter nicht nur eine Kuh kaufen, sondern es bleibt mir noch viel Geld übrig, das ich aber Alles meiner Mutter geben werde. Wenn ich das Geld bekomme, so schenke ich Euch die Ziege, und Euch ist dann auch wieder geholfen. Wenn Ihr nicht gewesen wäret, so hätte ich meine Ziege unbesorgt losgebunden, wäre meines Weges gegangen, und der Wolf hätte die Ziege gewittert, sie zerrissen, und vielleicht mich noch dazu.“

Der Greis erhob Augen und Hände zum Himmel und sprach: „Gottes Barmherzigkeit sey gepriesen! Er vergilt es dir, daß du mir meine Bürde zu meiner Hütte getragen hast. Er hat mein Gebeth erhört, und nun auch mir in meiner Noth geholfen. Laß uns seine heilige Vorsehung dankbar anbethen!“

6.

Der belohnte Sohn.

Nachdem Beide vor der Kapellthüre Gott gedankt hatten, trat Georg auf der Anhöhe vorwärts, und schaute hinab nach Greiselbach. Die Leute wagten sich nicht aus ihren Häusern; sie guckten blos bey den obern Fenstern heraus, um zu vernehmen, wie die Geschichte mit dem Wolfe abgelaufen sey. Georg winkte ihnen und rief: „Kommt herauf! Ihr habt nichts mehr zu befürchten. Der Wolf ist gefangen und in der Kapelle eingesperrt.“ Der Vogt kam mit einigen der beherztesten Männer herauf. Sie schauten bey den zwey Fenstern hinein und sahen, daß der Wolf wirklich in der Kapelle sey, und wüthend an den Wänden gegen die hohen Fenster der Ka-

pelle empor springe. Wann er dann wieder gegen die kleinen Fenster herkam, bebten die Männer scheu zurück.

„Gottlob! sagte der Vogt, der Wolf ist richtig gefangen. Wir sind nunmehr sicher vor ihm und unser Vieh auch. Wie ihr aber dieses gemacht habt, ist mir unbegreiflich." Der Greis erzählte es den erstaunten Männern. „Ey, ey, sagten die Bauern, wer hätte das geglaubt, daß die Ziege den Wolf fangen könnte!" „Es ging da, sprach der Vogt, wie ich euch hundert mal gesagt habe: „Wenn der Dieb reif ist, holt ihn ein hinkender Büttel ein." Der Vogt rief noch einmal: „Nun, Gott sey Lob und Dank! Er hat geholfen. Ich werde nun auf der Stelle einen reitenden Boten an den gestrengen Ritter mit der fröhlichen Botschaft absenden. Herr Ulrich von Wildburg wird sicher hoch erfreut seyn.

Du aber, junger Geishirt, mußt indessen hier bleiben. Du wirst dann deine gebührende Bezahlung erhalten. Bis dahin werde ich für dich und deine Ziege sorgen; ihr sollet an nichts Mangel leiden."

Einer der Bauern ritt spornreichs nach Wildburg. Der Ritter saß mit seiner Gemahlin und seinem Sohne eben bey Tisch. Er warf sobald er die Nachricht vernahm, Messer und Gabel auf den Tisch, sprang vor Freuden auf und rief: „Das ist herrlich! Das ist ein Fest für einen ehrlichen Weidmann! Ich eile auf der Stelle hin! Konrad, freue dich, du darfst auch mit." Er befahl sogleich zu satteln, und alle Jagdlustige im Dorfe, zu Pferd und zu Fuß, aufzubieten. „Den Braten da, sagte er, packt in den Jagdranzen; wir wollen ihn nach erlegtem Wild auf Weidmannsart von der Faust verzehren."

Bis die Pferde gesattelt und seine Leute zusammen gekommen waren, ließ er sich von dem Boten Alles ausführlich erzählen, und rief während der Erzählung öfter: „Herrlich, prächtig! Das soll eine Lust seyn, das Raubthier zu erlegen.“

Er und seine Reiter setzten sich zu Pferd; viele neugierige Leute folgten, so eilig sie konnten zu Fuß. Der Ritter kam bey der Kapelle an, achtete kaum auf die tiefen Verbeugungen der Bauern, schaute durch eines der kleinen Fenster und rief: „Wahr und wahrhaftig, der Wolf ist gefangen! Er ist ein so herrliches Stück Wild, als ich in meinem Leben eines gesehen habe. Nun soll der Spaß sogleich angehen.“ Er fing an, seine Mannschaft in Bereitschaft zu stellen.

Der Vogt näherte sich ihm demüthig und sprach: „Mir däuchte es am Besten, das Thier da drinnen verhungern zu las-

sen; so hätte kein Mensch Mühe damit und keines Menschen Leben käme in Gefahr."

Allein der Ritter rief trotzig: „Meynst du, wir seyen so feige Memmen, wie ihr? Nein, nein, von diesen meinen eigenen Händen, durch diesen Spieß soll der Unhold sterben, wie es nach Weidmanns Gebrauch sich gebührt und Rechtens ist. Er hat mir und meinen Unterthanen Herzenleid genug angethan. Hurtig! stellt euch in Ordnung, wie ich gesagt habe, und Einer, der dazu Muth hat, öffne die Thür."

Ein Jäger, mit einem Spieße bewaffnet, öffnete die Thür. Allein der Wolf wollte nicht heraus. „Er merkts, rief der Ritter, daß kein guter Willkomm auf ihn warte. Geschwind, hetzt die Hunde auf ihn; da wird er, mag er wollen oder nicht, doch herauskommen."

Der Ritter nahm seine Stellung einige Schritte vor der Thüre, den ausgestreckten Spieß in der Hand. Der Wolf kam heraus, und der Ritter stieß ihm den Spieß in den offenen Rachen. Das Thier spie einen Strom dunkelrothen Blutes aus, und röchelte und zappelte zu den Füßen des Ritters. Der Ritter jauchzte vor Freuden und rief: „So soll es jedem Räuber gehen. Lustig, steckt grüne Zweige auf eure Helme und Mützen!“ Alle Knappen, Jäger und Bauern vollzogen seinen Befehl, und erhoben seine Tapferkeit bis an den Himmel.

Eine Menge Leute, auch Weiber und Kinder, kamen herauf, den Wolf zu sehen, der lang ausgestreckt zu des Ritters Füßen lag. Der Ritter war in der Freude seines Herzens höchst gnädig. „Nicht wahr, sagte er, so lang das Thier lebte, hättet ihr euch um alle Welt ihm nicht

genahet? Nun, nun, so etwas wagen nur wir Ritter und ihre Getreuen. Auf, kommt nun her und sehet den furchtbaren Rachen und die scharfen Zähne des Thieres, seinen zotigen Balg und die ungeheure Länge!" Die Leute bewunderten das Thier und den Muth des Ritters, worüber er höchst vergnügt war.

Jetzt fragte der Vogt den Ritter: Ob Georg sich der verheißenen Belohnung vertrösten dürfe? „Wohl, wohl, rief der Ritter, die soll er haben. Er hat mir zwar das Thier nur vor meinen Spieß gebracht; allein ich begnüge mich mit der Ehre. Er soll mit mir kommen. Ich werde ihm das Geld, wiewohl ich es erst späterhin von dem fürstlichen Rentamte wieder erhalten werde, sogleich ausbezahlen."

Der Vogt brachte diesen Bescheid dem Georg, und Georg sagte zu dem Greise: „Nun ist die Ziege dein!" und ging zum

Ritter hin, ihm zu danken, und der Greis begleitete Georg, und erzählte dem Ritter, wie dienstfertig Georg an ihm gehandelt, und ihm überdies eben jetzt die Ziege geschenkt habe. Der Ritter blickte den alten Mann an und rief: „Wie, was? Dich kenne ich ja! Du warest einst ein tapferer Kriegsmann, und hast unter mir gedient. Der Georg ist ein trefflicher Bursche, daß er dir die Ziege geben will! Ich aber gebe dir noch einen Goldgulden dazu; trinke auf meine Gesundheit."

Konrad nahm jetzt seinen Vater ein wenig bey Seite, und sprach zu ihm: „Die Belohnung, die der gute Knabe erhält, giebt eigentlich der Landesfürst. Wir aber sollten doch auch etwas thun. Als ich dort auf jenem Baume in so großer Noth war, machte ich das Gelübde, irgend ein großes gutes Werk zu entrichten. Dieses Gelübde habe ich noch nicht gelöst. Wie

wäre es, wenn wir der Mutter Georgs eine Kuh schenkten?"

„Wohl, sehr wohl," sagte der Ritter, rief Georg herbey, und sprach zu ihm: „Da du dem alten Kriegsmanne deine Geis schenkest, so will ich, Hans Ulrich von Wildburg, mich nicht schlechter finden lassen. Deine Mutter soll die beste Kuh aus meinem Stalle haben. Du mußt heute Nacht in meinem Schlosse bleiben, und morgen früh werde ich dir die verheißene Belohnung ausbezahlen, und mein Schweizer soll die Kuh zu deiner Mutter hinführen."

Ritter Ulrich und sein Sohn ritten zurück auf das Schloß, und kamen bey finsterer Nacht dort an. Adelhaid, die Gemahlin des Ritters, saß bey angezündeter Lampe in ihrem zierlich getäfelten Zimmer und spann. Beide erzählten ihr Alles, was geschehen war, sehr lebhaft

und ausführlich. Die edle Frau sagte: „In dieser Geschichte gefällt mir Georgs Frömmigkeit, seine Liebe zu seiner Mutter und seine Wohlthätigkeit gegen den armen Greis am Besten. Ich muß den guten Knaben kennen lernen! Konrad geh doch sogleich hinab, und führ ihn herauf. Er wird indeß angekommen seyn und sich drunten in der Stube befinden."

Konrad, in seiner grünen Jagdkleidung mit goldenen Schnüren und Börtchen, führte den schüchternen Georg, der in rauhen Zwillich gekleidet war, an der Hand in das Zimmer. Die Frau grüßte Georg überaus freundlich, und lobte ihn, daß er von seinem hart verdienten Lohne für seine Mutter die Ziege gekauft, und als die Mutter sie nicht mehr so nöthig hatte, sie dem armen Greise geschenkt habe. Sie that viele Fragen an ihn; denn sie dachte von seiner Mutter, die einen so gu=

ten Sohn erzogen hatte, noch Manches zu lernen. Sie war mit seinen Antworten sehr zufrieden, gab ihm viele herzliche Grüße an seine Mutter auf, und entließ ihn sehr gnädig.

Als er fort war, sprach sie zu Konrad: „Es freut mich, daß du Georgs Mutter mit deinem Taschengelde unterstützen willst. Allein sonst hast du dich in dieser Geschichte mit dem Wolfe nicht gut betragen. Deine Heftigkeit, dein Ungehorsam hätte dich bald um das Leben gebracht, und mich und deinen Vater in eine unaussprechliche Betrübniß versetzt, wenn Gott nicht in das Mittel getreten wäre und Alles zum Bessern gelenkt hätte. Ich wünsche, daß du an edlen Gesinnungen dem armen Knaben im Zwillchkittel gleichen mögest. Das würde dich mehr zieren, als das Gold auf deinem Kleide.“

Zu Ritter Ulrich, ihrem Gemahl,

sprach sie: „Ich habe mich aufs neue überzeugt, das Allernothwendigste sey, die Kinder so zu erziehen, daß sie Gott fürchten, ehrerbietig und gehorsam gegen die Aeltern, und wohlwollend und liebevoll gegen alle Menschen werden; und daß sie, um dieses zu werden, ihre heftigen Neigungen beherrschen lernen. Das ist für Alle gleich nothwendig, sie mögen nun in einer armen Hütte oder in einem Schlosse aufwachsen, und dazu bestimmt seyn, einmal die Pflugschar, den Degen oder die Feder zu führen."

7.

Die erfreute Mutter.

Am andern Morgen saß Margaretha bey ihrem warmen Ofen, und spann sehr emsig. Da kam eilig die Nachbarin herein und rief: „Ich bringe Euch fröhliche

Botschaft! Euer Georg hat den Wolf eingefangen und erhält den Preis, der auf den Kopf des Thiers gesetzt war. Der brave Knabe hat Eure schöne Kuh an ihrem Mörder gerächt, und Ihr bekommt für Euren Schaden noch obendarein einen reichen Ersatz."

Margaretha aber schüttelte den Kopf, und konnte es nicht glauben. „Wie wäre das möglich? sprach sie. Mein Georg hat sich nie mit der Jagd abgegeben, und nie ein Vögelein getödtet. Er hat nie Pfeil und Bogen in die Hand gebracht. Auch ist er eher ein Knabe als ein Jüngling; wie hätte er ein so furchtbares Thier überwältigen können? Mir kommt es vor, man habe dieses Mährchen nur ersonnen, meiner zu spotten. Das thut mir wirklich recht wehe, und ich könnte darüber weinen!" Wirklich standen ihr Thränen in den Augen.

Die Nachbarin sagte: „Je nun, auch mir kam die Nachricht ein wenig verdächtig vor. Allein unser Jäger, der sich schon viele Mühe gegeben hat, den Wolf zu erlegen, hat eben vernommen, es sey wirklich so. Der ehrliche Weidmann hat zwar die nähern Umstände noch nicht erfahren; er hat aber keinen kleinen Verdruß, daß, wie er sagte, ein unbärtiger Knabe der ganzen löblichen Jagdgenossenschaft den Preis gleichsam vor der Nase weggenommen habe. Doch, setzte die Nachbarin noch bey, indem sie nach der Thüre griff, wir werden ja weiter hören, wie sich die Sache verhält."

Margaretha spann mit zitternden Händen fort, und sann der Erzählung der Nachbarin weiter nach. Je mehr sie aber nachsann, desto unglaublicher kam ihr die Geschichte vor. Der Schmerz über den blutigen Tod ihrer so nützlichen Kuh

erneuerte sich, und sie ward aufs neue herzlich betrübt. Da trat voll Freude Georg herein, erzählte was für ein großes Glück ihm der liebe Gott beschert habe, und wie alles zugegangen — und zählte ihr die zehn Goldgulden auf den Tisch. Margaretha glaubte kaum ihren Augen und Ohren; sie konnte nur staunen und Gott danken.

Georg blickte durch das Fenster, nahm seine Mutter bey der Hand, und rief freudig: „Nun kommt einmal mit mir heraus und seht! Unser gestrenger Ritter schickt Euch eine andere Kuh, die Euch gewiß gefallen wird.“ Die Mutter ging mit dem Knaben hinaus vor die Thüre. Da stand der Schweizer, und hielt die Kuh am Horn. „Die Kuh, sagte der Schweizer, ist eine der schönsten und besten aus meinem Stalle. Ich verliere sie sehr hart. Mein einziger Trost ist,

daß sie wieder in einen guten Stall kommt. Denn ich weiß, wie ordentlich Ihr Eure verlorne Kuh gefüttert, und wie reinlich Ihr sie gehalten habt. Eure Kuh war die schönste Kuh weit umher — die meinigen ausgenommen."

Margaretha, die sich noch immer von ihrem Erstaunen nicht recht erholen konnte, rief: „O mein Gott, wie gut bist Du! Du verwandelst Leiden in Freuden. Als Du das Unglück über mich geschickt hast und ich meine Kuh verloren hatte, dachte ich freilich nicht, daß Du mir dadurch ein größeres Glück bereiten wollest. Doch von dem Zeitlichen will ich gar nicht reden. Der zeitliche Schaden ward mir zum ewigen Segen. Die Noth lehrte mich eifriger bethen und herzlicher auf Dich vertrauen; und Du ließest mein Vertrauen nicht zu Schanden werden."

Sie wandte sich hierauf zu dem

Schweizer und sprach: „Ich habe eine unbeschreiblich große Freude. Ich sehe auch recht gut ein, daß ich Euch ein recht ansehnliches Trinkgeld geben sollte. Vor einer Viertelstunde hatte ich kaum einige rothe Heller im Hause. Aber nun kann ich Euch einen Goldgulden geben."

„Laßt es gut seyn, sprach der ehrliche Schweizer; der gestrenge Herr hat mir streng, bey Verlust meines Dienstes, verboten, ein Trinkgeld anzunehmen. Die gnädige Frau aber hat mir anstatt Eures Trinkgeldes noch einmal so viel gegeben, als ich billiger Weise von Euch hätte erwarten können. Lebt wohl, und Gott gebe Euch zu der Kuh Glück und Segen."

Nachdem der Schweizer fort war, und Margaretha und Georg die Kuh in den Stall geführt, und ihr von dem Heu, das noch im Ueberfluß da war, reichlich

auf die Raufe gesteckt hatten, gingen sie in die Stube. Margaretha setzte sich in ihren Lehnstuhl und sagte: „Die Freude ist mir gleich einem großen Schrecken durch alle Glieder gedrungen; ich fühle mich ganz matt und müde!“ Georg mußte ihr alles noch ausführlicher erzählen. Sie hörte sehr aufmerksam zu, und bezeigte ihm mehrmals ihre Freude über sein Betragen. Am Ende der Erzählung sagte sie: „Liebster Georg! Du hast die Worte deiner Mutter getreulich befolgt. Du hast dich an Gott gehalten, dem Nebenmenschen Gutes erwiesen, und deiner Mutter Freude gemacht. Thu' das ferner. Wer Gott liebt, Ihm gehorcht und vertraut, wer die Aeltern ehrt, wer keinem Menschen ein Leid, sondern allen nur Gutes thut, an dem haben Gott und Menschen Freude und es geht ihm wohl in dieser und in jener Welt.“

Was die Mutter ihm voraussagte, traf auch richtig ein. Er wurde ein wackerer, wohlhabender, sehr geachteter Bauersmann. Aber auch Konrad wurde nicht nur ein sehr tapferer, sondern was noch mehr ist, ein sehr edler, mit Recht hochgeehrter Ritter.

Die Sage von dieser Begebenheit hat sich bis gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts erhalten, und besteht wahrscheinlich noch jetzt. Die Wildburg ist schon längst so von Grund aus zerstört, daß nur die Stätte davon übrig geblieben, worauf jetzt noch der Name des Dorfes Wildburgstetten hindeuten mag. Ein benachbartes Weiler heißt Wolfsbühl. Wenn man, auf dem Wege von Dünkelsbühl nach Nördlingen durch Greiselbach kommt, erblickt man, auf einer Anhöhe zur Linken der Straße, die erwähnte Kapelle.

III.

Die Wasserfluth am Rheine.

1. Eine Schreckensnacht.

Vor etwa hundert Jahren lebte in einem freundlichen Dörflein am Rheine der Weingärtner Martin Braun. Er war ein gottesfürchtiger, rechtschaffener und sehr arbeitsamer Mann; eben so fromm, tugendhaft und fleißig war seine Hausfrau Ottilie.

Martins Haus, das äußerste des Dorfes, stand zunächst an dem Flusse. Der thätige Mann hatte den Abhang eines steilen, felsigen Hügels, der eine Strecke

weit in die Wellen des Stromes hinein reichte, von unten bis oben mit Weinstöcken beyflanzt, die sehr köstliche Trauben trugen; Ottilie benützte die schöne Wiese am Hause, die sich längs dem Rheine hinzog, an den übrigen drey Seiten aber von einer grünen Hecke und schattigen Erlen und Pappeln begränzt war, zu einer Bleiche, und durch ihren Fleiß und ihre Aufmerksamkeit wurde die Leinwand so blüthenweiß, daß alle Hausmütter im Dorfe und wohl auch in den benachtbarten Ortschaften ihre Leinwand von ihr gebleicht haben wollten. So erwarb das wackere Ehepaar das tägliche Brod und den nöthigen Lebensunterhalt. Ueberdieß lieferte die Wiese so viel Futter, ein paar Kühe davon zu halten. Ein großer, dunkelbrauner Pudel bewachte den Frühling und Sommer hindurch die Bleiche; im Herbste, wann die Trauben reiften, den Weinberg; und

das ganze Jahr hindurch, besonders aber in den langen Winternächten, Haus und Hof.

Martin und Ottilie lebten hier sehr glücklich und vergnügt, in Eintracht und Liebe. Ihre größte Freude aber und ihr kostbarster Schatz auf Erden waren ihre fünf Kinder, von denen das jüngste noch in der Wiege lag. Die guten Aeltern begnügten sich nicht damit, ihre Kinder zu ernähren und gut zu kleiden; ihre größte Herzensangelegenheit war, sie gut zu erziehen. Vater und Mutter beeiferten sich, sie von der zartesten Kindheit an zum Bethen und Arbeiten anzuhalten. „Bethen und Arbeiten, sagte Martin, macht uns tauglich für diese und jene Welt.“ Die frommen und fleißigen Aeltern bedurften auch keiner besondern Erziehungskunst, ihre Kinder zur Frömmigkeit und zur Arbeitsamkeit zu gewöhnen. Das Beispiel der Aeltern wirkte mehr, als ihre

Worte; die Kinder wurden ganz den Aeltern ähnlich; sie sahen und wußten es nicht anders. Am ganzen Rheine fand sich vielleicht keine glücklichere und zufriedenere Familie.

Allein diese gute und glückliche Familie wurde bald von einem großen Leiden heimgesucht. Es kam ein so strenger, harter Winter, daß man es bey Menschengedenken nicht so wußte. Eine unermeßliche Menge Schnee bedeckte Berg und Thal, und die Kälte war furchtbar. Der Rheinstrom war wohl eine Elle tief zugefroren, und hart wie Marmor. Man fürchtete sehr, der Eisgang werde große Ueberschwemmungen verursachen und großes Unglück anrichten. Endlich trat starkes Thauwetter ein; doch ahnete man noch keine nahe Gefahr. Martin mit seiner kleinen Familie lag im tiefen Schlafe. Da wurde er um Mitternacht plötzlich von

der Sturmglocke geweckt; es wurde mehrmal geschossen; er vernahm ein mächtiges Rauschen des Wassers. Er sprang eilends aus dem Bette, warf sich in seine Kleider, und verließ die Kammer, um zu sehen, wie es stehe. Allein schon war in die Stube und den Hausgang so viel Wasser eingedrungen, daß er darin beinahe waden mußte; und als er die Hausthüre öffnete, brach ein Strom Wasser mit solcher Gewalt herein, daß er davon fast zu Boden gerissen wurde. Er sprang in die Kammer und schrie: „Ach Ottilie! Laß uns vor Allem unsere Kinder retten!" Ottilie taumelte, noch halb im Schlafe auf, und zog bestürzt die nöthigsten Kleidungsstücke an. Beide Aeltern suchten sich mit ihren Kindern auf den Weinberg zu retten; allein das hochangeschwollene Wasser strömte ihnen so mächtig entgegen, daß es ihnen unmöglich war.

Sie versuchten nun eine andere Anhöhe jenseits des Dorfes zu erreichen. Allein die Nacht war so finster, daß man keinen Schritt weit sehen konnte. Der Mond war längst untergegangen, und schwere Wolken verdunkelten die Sterne. Ueberdieß regnete es sehr stark, und der Sturmwind saußte furchtbar. Hohes Wasser strömte durch die Gassen des Dorfes, und bedeckte alle Wege und Stege. Die guten Aeltern fürchteten bey jedem Tritte in der großen Wasserfluth umzukommen. Die Kinder, die von den jammernden Aeltern so plötzlich aus dem Schlafe geweckt worden, weinten und schrien laut. Aus allen Häusern erscholl Jammergeschrey.

Indeß erschienen oben im Dorfe einige brennende Pechfackeln, und der düsterrothe Fackelschein machte den großen Jammer, den man bisher nur gehört

hatte, nunmehr sichtbar. Hunderte von Menschen strengten all' ihre Kräfte an, dem schauerlichen Tode im Wasser zu entgehen. Ueberall, wo man nur hinsah, erblickte man Elend und Noth. Hier am niedrigen Fenster einer kleinen Hütte stand eine jammernde Mutter mit ihren laut weinenden Kindern, und bot eines nach dem andern dem Vater hinaus, damit er sie rette, obwohl er, bis an die Brust, in dem reißenden Wasser stehend, selbst kaum sich aufrecht erhalten konnte. Dort trugen erwachsene Söhne und Töchter eine kranke Mutter aus der Hausthüre, um sie vor den eingedrungenen Wasserfluthen zu flüchten. Die armen Leute waren in Gefahr, alle zusammen in den Fluthen umzukommen. Allein mehrere tapfere, menschenfreundliche Männer kamen ihnen liebreich zu Hülfe, um sie zu retten.

Ottilie, auf jedem Arme ein Kind, wurde von der Gewalt des Wassers niedergerissen; ihr Mann, eben so mit zwey Kindern beladen, konnte ihr nicht helfen. Allein zwey rüstige Männer eilten herbey, retteten Mutter und Kinder, und erreichten nebst dem Vater die benachbarte Anhöhe. Hier schürte man unter einigen Tannenbäumen ein großes Feuer auf, damit alle Gerettete, die ganz vom Wasser trieften, sich trocknen konnten.

Als Ottilie, außer Athem und fast ohne Bewußtseyn, auf der Anhöhe angekommen war, und sich von ihrem Schrecken etwas erholt hatte, blickte sie um sich und rief mit Entsetzen: „Wo ist mein kleinstes Kind, mein Kaspar?“ Das Kind war in der Wiege neben dem Bette der Mutter gelegen. Das Wasser war so plötzlich und in so großer Menge in die Kammer eingedrungen, daß die Wiege

sogleich zu Schwimmen anfing, und von der Stelle hinweg gerissen wurde. Die Mutter hatte im Dunkeln sogleich nach der Wiege greifen wollen, allein da sie dieselbe nicht mehr an Ort und Stelle fand, so meynte sie, der Vater habe das Kind sammt der Wiege schon in Sicherheit gebracht; sie war nur mehr darauf bedacht, die übrigen Kinder zu retten. Jetzt, da sie ihren Irrthum erkannte, schlug sie die Hände über dem Kopfe zusammen, und weinte und jammerte so erbärmlich, daß es einen Stein hätte bewegen können. Sie wollte augenblicklich sich aufmachen, und durch die gewaltigen Wasserfluthen in ihre Wohnung eilen, um das geliebte Kind dem schauerlichen Tode im Wasser zu entreißen. Allein der Vater hielt sie zurück. „Bleib, liebe Ottilie! sagte er; du würdest unser Haus sicher nicht mehr erreichen. Das

Wasser reißt zu gewaltig, und wäre dir zu mächtig. Ich will versuchen, das liebe Kind zu retten! Unsere getreuen Nachbarn werden mir beistehen!" „Ja, das wollen wir!" riefen die zwey Männer, die Ottilien und ihre Kinder gerettet hatten. Sie machten, mit langen Stangen versehen, um damit den Grund zu untersuchen, und sich darauf zu stützen, unverzüglich sich auf den Weg und Einer von ihnen trug eine brennende Fackel.

Ottilie wollte ihnen nacheilen. Die Weiber aber, die sich bey dem Feuer eingefunden hatten, hielten sie mit vieler Mühe und nicht ohne Gewalt zurück. „Habe nur Geduld, sagten sie, und bleib; du würdest nur in deinen Tod rennen. Die tapfern Männer retten, wenn es anders möglich ist, dein Kind gewiß."

Alle auf der Anhöhe sahen den drey Männern mit bebenden Herzen nach, bis

die Fackel hinter einem Hause verschwand. Alle sahen noch lange hinaus in die dunkle Nacht; sie sahen aber nichts mehr, und hörten nur das furchtbare Rauschen des Wassers, das Saußen des Windes, und von Zeit zu Zeit das Krachen eines einstürzenden Hauses. Es wurde den guten Leuten recht schauerlich, und alle flehten einmüthig und mit erhobenen Händen zum Himmel: „O Gott! erbarme Du Dich der guten Männer und des armen Kindes! Steh Du ihnen bey, und laß sie nicht umkommen. Du allein kannst sie vom Tode erretten!“

2.

Neuer Jammer.

Ottilie wartete mit Todesangst auf die Zurückkunft ihres Mannes und seiner treuen Begleiter. Es war bereits eine

Stunde verflossen, und noch sah und hörte man nichts von ihnen. Ottiliens Angst nahm mit jedem Augenblicke zu. Sie kniete mit festgefalteten Händen nicht weit von dem Feuer unter einer Tanne. Ein Kind, um das sie die Schürze geschlagen hatte, hielt sie in den Armen; ein Anderes, der kleine Georg, stand im bloßen Hemdchen barfuß neben ihr und zitterte vor Frost. Ottilie bethete aus allen Kräften der Seele, und Angstschweiß benetzte ihre Stirne. Der kleine Georg, der dieß am Glanze des Feuers bemerkte, sagte in seiner kindlichen Einfalt: „Mutter, wie kommt doch dieß! Du schwitzest ja, und mich frierts?" Die Mutter ermahnte ihn, und sein nur um ein Jahr älteres Schwesterchen Marie, auch zu bethen, und beide erhoben ihre Händchen zum Himmel. Endlich kam der Vater — mit trostlosem Angesicht und tröpfelnd

vom Wasser. Einer der zwey Männer, die ihn begleiteten, sagte: „Es war unmöglich, Euer Haus zu erreichen, werthe Nachbarin! Das Wasser ist zu tief und zu reißend. Wir wagten uns fast bis an die Schultern hinein, und wären beinahe alle Drey umgekommen." Der Andere sprach: „Gebt indeß die Hoffnung noch nicht ganz auf; mehrere brave Männer, deren Häuser der Gefahr weniger ausgesetzt waren, kamen ja ihren lieben Nachbarn treulich zu Hülfe. Sie sind, bevor das Wasser überhand genommen, mit Laternen in die Häuser gedrungen, und haben viele Menschen und manches Hausgeräth gerettet. Vielleicht befinden sich Wiege und Kind auch darunter." Wirklich kamen noch immer Leute, die mit allerley Geräthschaften beladen waren, auf dem Hügel an. Allein die Wiege kam nicht mehr zum Vorschein; Niemand wußte etwas von dem Kinde.

Die schauerliche Nacht mußte endlich dem Tage weichen. Sturm und Regen ließen nach. Die Wolken zertheilten sich. Die Sterne, die hie und da zwischen den zerrissenen Wolken hervorblickten, flimmerten schon bleicher; die Morgenröthe brach an — allein unter den guten Leuten, die sich um das Feuer gesammelt hatten, entstand ein großes Jammergeschrey; denn von einem großen Theile ihres freundlichen Dörfleins sahen sie nichts mehr. Das Haus des ehrlichen Martins war nebst vielen andern von den Fluthen verschlungen; manches Haus stand mit schiefem, auf einer Seite gesenktem Dache da, und drohte den Einsturz. Die Leute jammerten um ihre verlorne Habe; Mutter Ottilie aber nur um ihr Kind. „Sey es, rief sie, daß Alles, was wir hatten, dahin ist! Ich wollte es für nichts achten, wenn ich nur mein liebes Kind wieder

hätte!“ Auch der Vater war mehr darum bekümmert, daß er ein Kind verloren hatte, als daß er nunmehr ein armer Mann war. Indeß faßte er sich, und sagte mit einem frommen Blick zum Himmel: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sey gebenedeit!“

Er wandte sich zu Ottilie und sprach mit Thränen in den Augen: „Liebste Ottilie, ergieb dich in den Willen Gottes! Es ist nun einmal so, und steht nicht mehr zu ändern. Sieh' Alles, was Gott thut, ist wohlgethan. Schenke dein liebes Kind Ihm; bey Ihm im Himmel ist es am besten aufgehoben.“ Die Mutter hörte auf zu jammern, weinte sanftere Thränen, und sagte: „Nun denn, der Wille des Herrn geschehe!“ Die Kinder, die viel geweint hatten, fingen an ihre Thränen zu trocknen, und die kleine

Marie sagte: „Wir wollen nun nicht mehr weinen! Unser kleines Brüderlein ist nun ein schönes Engelein im Himmel. Dort ist es viel besser zu wohnen; denn dort giebt es keine Ueberschwemmungen mehr!“

Der kleine Georg sagte: „Das ist wohl wahr! Es ist aber doch ein großes Unglück, daß unser kleines Brüderlein im Wasser umgekommen ist! Auch um unsere zwey schönen Kühe ist es Schade! Noch mehr aber um unsern lustigen Pudel! Der ist auch ertrunken; sonst wäre er gewiß hieher gekommen! Er dauert mich fast noch mehr als das Brüderlein!“

„Wie kannst du doch so thöricht reden?“ sagte Marie. „Das laß einmal hören.“

„Je nun,“ sagte der Knabe, „das Brüderlein ist ja nun im Himmel; der arme Pudel kann aber nicht in den Him-

mel kommen.“ So redeten die Kinder, und die Umstehenden, die ihnen zuhörten, mußten, so betrübt sie waren, doch ein wenig lächeln.

Indeß kamen aus den benachbarten, höher liegenden Ortschaften, die durch die Ueberschwemmung nichts gelitten hatten, mehrere Einwohner herbey, brachten den Verunglückten mancherley Lebensmittel und Kleidungsstücke, und erboten sich, sie einstweilen in ihre Wohnungen aufzunehmen. Dieß war Allen ein sehr großer Trost. Auch Martin war darüber sehr erfreut, sagte aber: „Ich werde von dem freund-nachbarlichen Anerbieten nur für so lange Gebrauch machen, bis wir uns getrocknet und nothdürftig gekleidet haben; dann ziehe ich aber unverzüglich zu meinem Bruder, der einige Meilen von hier in dem Gebirge wohnt. Ihr, liebe Nachbarn, habt für so viele Leute nicht Raum ge-

nug; mein Bruder aber hat ein großes Haus, in dem er mir, nebst Weib und Kindern, gewiß sehr gerne ein Plåtzchen einräumt. Sobald bessere Witterung eintritt und wieder Frühlingsluft weht, kehre ich zurück, und wir helfen dann treulich zusammen, unsere zerstörten Wohnungen wiederum aufzubauen. Seyd getrost! Wenn wir das Unsrige treu thun, so läßt Gott es uns nie an seinem Beistande fehlen. Denkt an mich, dieses große Unglück wird am Ende uns Allen noch großen Segen bringen!"

3.

Der getreue Pudel.

Nachdem Martin und Ottilie in verflossener Nacht ihr Haus verlassen hatten, durchbrach die tobende Wasserfluth alle Wände, die nur leicht aus Weiden ge=

flochten und mit Lehm bekleidet waren, bahnte sich einen breiten Weg mitten durch das Haus, und riß alles Hausgeräthe mit sich fort. Nur die starken Balken, die dem Hause einige Festigkeit gaben, leisteten noch einige Zeit Widerstand. Als das Haus zusammenstürzte, war das vermißte Kind sammt der Wiege schon mehr als eine Meile weit den Rhein hinabgeschwommen. Auch dort war die Wassersnoth sehr groß. Alle Flecken und Dörfer, die eine etwas tiefe Lage hatten, wurden unter Wasser gesetzt, viele Menschen geriethen in Lebensgefahr und verloren Hab' und Gut. Die Wiege schwamm indeß an einem Dorfe vorbey, das auf einem Hügel lag, und gegen die verheerende Ueberschwemmung gesichert war. Die Bewohner des Dorfes sahen mit Schrecken, wie allerley Hausgeräthe, da ein Tisch, dort eine Bank, hier einige Fässer, dort ein

Kasten, da ein Mühlrad, ja dort ein ganzer Dachstuhl, noch mit Stroh bedeckt, in den Wellen daher geschwommen kamen. Einige Knaben wagten sich bis an's äußerste Ufer hinaus, um Alles recht in der Nähe zu sehen. Da rief auf einmal einer der Knaben, der gute Augen hatte: „Ey, seht doch, dort mitten im Fluße schwimmt eine Wiege!" Ein anderer Knabe, der nicht minder gut sah, rief: „Und seht nur, ein Hund schwimmt dahinter her, und sucht sie an das Land zu ziehen." — „So ist es, sprach ein dritter; allein das gute Thier bemüht sich vergebens; es scheint schon sehr abgemattet, und die Gewalt des Stromes ist ihm zu stark; auch wird es von den vorbey schwimmenden Eisschollen gehindert." — Einige Männer waren am Ufer beschäftigt, mit langen Stangen, an denen eiserne Hacken befestigt waren, Fässer, Ki-

sten und allerley Hausgeräthe aus dem Wasser heraus zu ziehen. Einer aus ihnen, ein junger Fischer, sah die Wiege, und rief: „Das Kind befindet sich gewiß noch darin; denn um die leere Wiege würde das treue Thier sich wenig bekümmern! Auf, Brüder, eilt, laßt uns das Kind retten! Ein Hund soll uns nicht beschämen!"

Der Mann sprang, troz der drohenden Gefahr, von den mächtig heranstürmenden Eisstücken zerschmettert zu werden, in ein Schifflein, und zwey andere Fischer folgten ihm. Sie erreichten die Wiege, erblickten das Kind darin, hoben die Wiege in das Schifflein, und brachten das Kind glücklich ans Land.

Die Leute liefen zusammen und drängten sich um die Wiege, das Kind zu sehen. Unter den Leuten am Ufer befand sich ein reicher Weinhändler, Namens

Blank, der mit seiner Frau am Arme auch herausgekommen war, die Zerstörung zu schauen, die der angeschwollene Strom anrichtete. Die Frau wollte das gerettete Kind auch sehen. Auf die Bitte des Herrn Blank machten die Leute ihr sogleich Platz. „Ach, mein Gott, sagte die Frau, indem sie sich über die Wiege neigte, welch ein holdes Kind! Und seht nur, wie süß es schläft, unwissend, in welcher Gefahr es sich befunden, unwissend, daß es gerettet worden. Wahrhaftig, Gottes Auge wachte über das Kind."

Die Frau hatte vor einigen Wochen ihr einziges Kind durch den Tod verloren. Sie wandte sich daher zu ihrem Manne und sagte zu ihm: „O sieh doch, liebster Daniel, wie dieses Kind hier unserm verstorbenen Kinde so ähnlich sieht! Es ist auch von gleichem Alter. Ich denke, der liebe Gott, der unser Kind uns ge-

nommen, wolle uns dieses dafür schenken! Wie meinst du, soll ich das holde Kind nicht zu mir nehmen, und wenn seine Aeltern in dem Wasser umgekommen seyn sollten, oder sonst nicht mehr zu finden wären, es behalten und erziehen?"

Herr Blank lächelte freundlich, nickte mit dem Kopfe und sagte: „Wohl, wohl! Thu das! Wir wollen nicht minder barmherzig seyn, als diese drey braven Männer, oder jenes mitleidige Thier!"

Die Umstehenden waren über die menschenfreundlichen Gesinnungen des Herrn Blank und seiner Frau alle sehr erfreut, ja bis zu Thränen gerührt, und flüsterten unter einander: „Da trifft sehr schön das Sprichwort ein: Gott giebt seinen Kindern ihr Glück im Schlaf. Macht Gott arme Waisen, so erregt er mitleidige Herzen, die an ihnen Aelternstelle vertreten."

Die drey Fischer, die nur auf die Rettung des Kindes und ihres eigenen Lebens bedacht gewesen, hatten wenig auf den Hund geachtet. Der getreue Pudel kam aber jetzt auch an das Land, und schüttelte sich ein paar Male so kräftig, daß alle Umstehende vor dem umher spritzenden Wasser auseinander eilten. Der Hund fing hierauf an vor Freude zu bellen, wedelte mit dem Schweife, und sprang bald an dem Einen, bald an dem Andern der Fischer empor, als wollte er ihnen für die Rettung des Kindes danken. Herr Blank sprach: „Da dieser brave Hund so dankbar ist, so sollen es die Menschen nicht weniger seyn!“ Er nahm sechs Goldstücke aus seiner Börse, um Jedem der drey Fischer zwey davon zu geben. Sie wollten das Geld aber nicht nehmen. „Was wir gethan haben, sprachen sie, haben wir aus christlicher Liebe gethan,

und nicht um eitlen Lohnes willen!" Herr Blank sagte: „Es ist sehr schön, daß Ihr für Eure edle Handlung keines Lohnes begehrt; allein von mir wäre es nicht schön, wenn ich Euch die geringe Belohnung, die ich Euch biethen kann, entziehen wollte. Derjenige, der den Trunk kalten Wassers aus Liebe gereicht, belohnet, Er will gewiß, daß auch wir wohlthätige Handlungen nicht unbelohnt lassen. Nochmal, nehmt, was ich Euch im Namen der Menschheit, um die Ihr Euch verdient gemacht habt, mit freudigem Herzen gebe."

„Nun, sagte der junge Fischer, so wollen wir das Gold denn nehmen, und damit unsere armen Brüder im nächsten Dorfe unterstützen. Sie haben bey dieser Ueberschwemmung großen Schaden gelitten!"

Der Hund hatte sich indeß durch die vielen Leute, welche die Wiege umgaben,

hindurch gedrängt. Von seinem lauten, freudigen Gebelle erwachte das Kind, und fing an zu weinen. Frau Blank nahm es voll Mitleids auf die Arme und küßte es. Das Kind blickte mit seinen hellen Aeuglein begierig umher, als suchte es Etwas. „Du suchest wohl deine Mutter, sagte die Frau; ach, der Himmel weiß, wo sie ist, und ob sie nicht in den Fluthen ihr Grab gefunden! Weine aber nicht! Ich will für jetzt deine Mutter seyn.“ Sie trug es in ihr Haus, das sehr schön und von einem großen Garten umgeben war. Die Wiege ließ sie von einem der Fischer sich nachtragen; der treue Hund aber folgte von selbst.

4.

Die liebevollen Pflegeältern.

Frau Blank nahm das Kind mit sich auf ihr Zimmer, und war nun vor Al-

lem darauf bedacht, daß es Etwas zu essen bekomme. Sie war sehr geschäftig, es auf's liebreicheste zu verpflegen. Sie reichte ihm in einem glänzenden silbernen Löffelchen Muß von dem weißesten Semmelmehl. Hierauf hüllte sie das Kind in die feinste Leinwand, mit rosenfarbenen Bändern verziert, und trug es zu Herrn Blank in die Schreibstube. „Sieh nur, rief sie, was für ein wunderschönes Knäblein mit gekräuselten goldenen Löcklein, hellen blauen Aeuglein und rosenröthlichen Wangen uns Gott zugeschickt hat! Wie frisch und gesund es ist! — Aber nun haben wir noch eine Sache von Wichtigkeit zu überlegen! Da zu beiden Seiten des Rheines lauter gute Christen wohnen, und das Kind bereits mehrere Monate alt seyn mag, so ist nicht daran zu zweifeln, daß es getauft sey. Allein zu meinem großen Bedauern wissen wir den Taufnamen

des muntern, lieblichen Knäbleins nicht. Wir sind also genöthigt, ihm einen Namen zu geben. Sag nun einmal an, wie sollen wir es nennen?"

„Nenn es Moses! sagte Herr Blank; denn wie Gott über den kleinen Moses im Binsenkörblein gewacht hat, so wachte er auch über die Wiege dieses Kindes. Wie jenes Kind, so wurde auch dieses aus dem Wasser gerettet. Der Name Moses ist deßhalb der angemessenste; dieen wollen wir dem Kinde geben."

„Ey nicht doch! rief die Frau; das gebe ich nicht zu. Dieser israelitische Name ist unter Christenkindern nicht gewöhnlich. Wir wollen das Kind Daniel nennen. So heißest du; so hieß jenes liebe Kind, das uns leider so frühe von dem Tode geraubt wurde. Um dieses Namens willen wird mir dieses Kind noch einmal so lieb seyn."

Herr Blank lächelte, daß es seiner Frau nicht einfiel, auch Daniel sey ein israelitischer Name. Indeß sagte er bloß: „Nun wohl, das Kind soll Daniel heißen! Auch dieses ist ein schöner, angemessener Name. Wie Gott den Daniel unverletzt aus der Löwengrube befreit hat, so hat Er dieses Kind einer eben so augenscheinlichen Todesgefahr entrissen. Gott gebe nur, daß dieses Kind auch so fromm, so verständig, so voll kindlichen Vertrauens auf Gott, so gehorsam gegen Gottes heilige Gebote werden möge, als es der junge Daniel gewesen!"

„Das wollen wir hoffen, sagte die Frau, indem sie das Kind mit Wohlgefallen betrachtete; es wird auch gewiß so schön und lieblich heranblühen, als wie Daniel! — Doch komm nun, mein liebes Danielchen, sprach sie zu dem Kinde; ich will dir nun ein recht weiches, zierli-

ches Bettchen, aus Kissen, mit Musselin und den feinsten Spitzen garnirt, zurecht machen; alle die schönen Häubchen, Strümpfchen und Kleidungsstückchen, die ich für mein verblichenes Kind bereitet habe, sollst nun du erben, und sie sollen ganz dein Eigenthum seyn. Ich will dich seiner Zeit herrlich damit herausputzen!"

„Laß uns, sagte Herr Blank, vielmehr den Vorsatz fassen, das Kind fromm und christlich zu erziehen; das wird ihm viel heilsamer und nützlicher seyn, als all der Flitterstaat, mit dem du es zu schmücken gedenkst."

„Da hast du vollkommen Recht; dazu wollen wir beide zusammen helfen!" sagte die Frau, bot ihm betheurend die Hand, und ging mit dem Kinde wieder auf ihr Zimmer.

Der ehrliche Pudel begleitete sie, und ruhte, da er nun das Kind in Sicher-

heit sah, von seiner großen Anstrengung aus. Nachdem er auch noch Futter bekommen hatte, machte er sich aus dem Hause fort, schwamm über den Rhein, lief jenseits des Flußes eilig am Ufer hinauf und verschwand.

„Gieb Acht, liebe Hildegard, sagte Herr Blank zu seiner Frau, du wirst bald um dein liebes Pflegekind kommen. Der Pudel kehrt, wie ich nicht zweifle, zu den Aeltern des Knaben zurück, und bringt sie vermuthlich hieher!"

Die Frau seufzte. „Ach, sagte sie, ich kann mir den Jammer der guten Aeltern denken! Ich weiß es aus Erfahrung, wie tief der Verlust eines geliebten Kindes schmerze. Deshalb würde ich den betrübten Aeltern das Kind willig zurück geben. Allein es würde mich doch hart ankommen, es wieder zu verlieren."

„Nun, wir wollen sehen, was zu

thun seyn wird, sagte Herr Blank. Laß uns vorerst die Zurückkunft des Hundes abwarten, der wahrscheinlich nicht allein kommen wird."

Nach drey Tagen, als Herr Blank und seine Frau, die das Kind auf dem Schooße hatte, Abends auf dem Kanapee unter vertraulichen Gesprächen beisammen saßen, kam der treue Pudel auf einmal in das Zimmer, und begrüßte das Kind und auch Herrn und Frau Blank mit freudigem Wedeln und Bellen. Er hängte aber bald wieder den Kopf und schien sehr traurig; jedoch zeigte er von nun an kein Verlangen mehr, sich von dem Hause zu entfernen. „Daraus, sagte Herr Blank, schließe ich, der Hund habe die Aeltern des Kindes nicht mehr gefunden, und sie seyen bey der großen Ueberschwemmung wahrscheinlich umgekommen. Das gute Thier wollen wir von nun an

Treulich heißen, weil es seine Schuldigkeit als treuer Haushund so treulich gethan hat. Wir Beide wollen aber nun auch die Pflichten, die wir mit dem Kinde übernehmen, getreulich erfüllen! Wir wollen ihm eine so gute Erziehung geben, als nur immer in unsern Kräften steht."

So verschieden diese Erziehung von derjenigen war, die dem Kinde seine Aeltern hätten geben können, so war sie in der Hauptsache doch eben dieselbe. Herr Blank war ein Mann, dem die Religion über Alles ging; in seinen Berufsgeschäften arbeitete er unermüdet, und wegen seiner unverbrüchlichen Rechtschaffenheit, seines durchaus würdigen Betragens wurde er allgemein als ein Muster eines edeln Bürgers geschätzt. Seine Ehegattin glich ihm an ungeheuchelter Frömmigkeit; sie war vom frühen Morgen bis an den späten Abend in dem Hause unaufhörlich thä-

tig, das Vorbild einer guten Hausmutter, und ganz vorzüglich wohlthätig gegen die Armen. Der Wahlspruch auch dieses vortrefflichen Ehepaares war im Grunde kein anderer, als: „Bethen und Arbeiten.“ Nie wurde der häusliche Gottesdienst unterlassen, wobey Herr Blank gewöhnlich aus einem geistreichen Andachtsbuche ein Gebeth oder eine Betrachtung vorlas. Morgen- und Abendgebeth wurde immer gemeinschaftlich entrichtet; so auch die Gebethe vor und nach Tische. An Sonn- und Festtagen mußten alle Handlungsdiener und Dienstboten in dem öffentlichen Gottesdienste erscheinen. Auch sprach Herr Blank mit ihnen über die Predigt. Nie redete er anders, als mit der größten Ehrfurcht von Gott und göttlichen Dingen.

So wurden die Gefühle für unsere heilige Religion früh in dem Herzen des

kleinen Daniels geweckt. Die Arbeiten, zu denen der Knabe erzogen wurde, waren nun freilich anderer Art, als die ländlichen Geschäfte, wozu er in seinem väterlichen Hause wäre angehalten worden; er mußte Alles lernen, was einem künftigen Kaufmanne dienlich seyn konnte. Aber der Fleiß und die Genauigkeit, die Herr Blank forderte, waren hier wie dort die nämlichen. Der Knabe wurde in den öffentlichen Religionsunterricht geschickt, und mußte die sehr wohl bestellte Stadtschule besuchen. Ueberdieß ließ ihm Herr Blank von den geschicktesten Hauslehrern besondere Stunden in der französischen Sprache, der Erdbeschreibung, Naturkunde und Geschichte geben.

Beide Pflegeältern wirkten bey der Erziehung in gutem Einverständnisse zusammen, wie es auch seyn muß, wenn aus einem Kinde etwas werden soll. Der

Ernst des Vaters ersetzte, was die Mutter zu sanft, zu nachgebend war; die Sanftheit der Mutter milderte die Strenge des Vaters. Daniel hatte gegen den Vater eine kindliche Ehrfurcht, und gegen die Mutter die zutraulichste Liebe. Furcht hielt ihn von Unbesonnenheiten zurück; die Liebe war ihm ein Antrieb zu allem Guten.

Daniel wuchs zu einem blühenden, schönen Knaben heran, zeigte ganz vorzügliche Talente, und zeichnete sich in der Schule sehr aus; denn er lernte sehr fleißig, und that Alles, was seinen Pflegältern nur immer Vergnügen machen konnte, mit Freuden. Beide liebten ihn, wie ihr eigenes Kind. Ja er glaubte, er sey es wirklich. Sie hatten ihm nichts davon gesagt, daß sie ihn so zu sagen als ein Findelkind angenommen hatten; er hatte auch keine Gelegenheit, es zu erfahren. Denn als er kaum ein paar Jahre alt war, hatte

Herr Blank ein schönes Haus, nebst einer ansehnlichen Handlung in Köln geerbt, war dahin gezogen, und hatte das Landgut, auf dem er bisher gewohnt hatte, in Pacht gegeben. Jedermann in der Stadt glaubte, der junge Daniel sey ein Sohn des Herrn Blank. Wirklich hatte auch Herr Blank, schon bevor er nach Köln gekommen, ihn adoptirt, ihm seinen Namen beigelegt, und ihm auch den größten Theil seines Vermögens zugedacht — und Daniel zeigte sich dieser Wohlthat werth, und gereichte seinen Pflegeältern zu großer Ehre und Freude.

5.

Der Pudel hält sich abermal wohl.

Als der junge Blank, wie er in der ganzen Stadt genannt wurde, das vierzehnte Jahr erreicht hatte, leistete er be=

reits in der Handlung nicht unbedeutende Dienste. Er schrieb mit zierlicher Hand sehr viele Handelsbriefe, so daß sein Pflegevater sie nur zu unterzeichnen brauchte; auch die mündlichen Aufträge, die Herr Blank ihm gab, besorgte er immer auf's genaueste.

Da schickte ihn denn Herr Blank eines Abends hinaus an den Rhein, um bey dem Schiffszollamte Einiges zu berichtigen. Da der Abend sehr schön war, so freute Daniel sich sehr, einen so angenehmen Spazirgang um einen Theil der Stadt machen zu dürfen. Er zog, da es sehr heiß war, seinen schönen Sommerrock von feinem, meergrünem Zeuge an, nahm seinen grauen Kastorhut und sein Spazierstöckchen mit goldenem Knopfe, und ging vor das nächste Thor; der treue Pudel, der noch am Leben war, und sich ganz wohl befand, begleitete ihn.

Als Daniel sein Geschäft auf dem Zollamte abgemacht hatte, landete eben ein Schiff, das den Rhein herabgekommen war, und am folgenden Tage weiter nach Holland fahren wollte. Die Reisenden stiegen an's Land, und sogleich drängten sich einige junge Bursche und Knaben herbey, und erboten sich, den fremden Herren und Frauen den nächsten Weg zu den besten Gasthöfen zu zeigen, und ihnen das Gepäck nachzutragen. Zuletzt fragte ein Knabe noch einen zwar anständig, aber etwas dürftig gekleideten Mann, in welchem Gasthofe er über Nacht bleiben wolle. „Ich werde auf dem Schiffe übernachten, sagte der Mann; in einem Gasthofe wäre es mir zu theuer; mein Nachtessen, ein Stück schwarzes Brod, führe ich in meinem Reisesack; einen erfrischenden Trunk aber liefert mir der nächste, beste Brunnen, oder auch der Rhein im Ueberfluß.“

Daniel empfand Mitleid mit dem armen Manne, der ein sehr redliches, treuherziges Aussehen hatte, näherte sich ihm etwas schüchtern, und sagte, indem er ein wenig erröthete: „Wenn Ihr es nicht übel nehmen wolltet, so möchte ich Euch eine Kleinigkeit von meinem Taschengelde zu einem Glase Wein geben. Wein ist für einen Reisenden doch immer besser, als Wasser, zumal als Flußwasser.“

„Lieber, junger Herr, sprach der Mann, ich bin es zwar nicht gewohnt, vom Almosen zu leben. Da Sie mir es aber gar so freundlich und wohlmeinend anbieten, so kann ich es unmöglich zurückweisen. Es ist dieses das erste Mal in meinem Leben, daß ich Almosen annehme. Gott segne Sie für Ihre milde Gabe!“

Der Pudel war, als Daniel sich dem Fremden näherte, an den Fluß gelaufen, um seinen Durst zu stillen, kam jetzt, als

Daniel weiter gehen wollte, zurück — und sprang auf einmal an dem Manne hoch empor, bellte so laut er konnte, und zeigte eine solche unbändige Freude, als wäre er von Sinnen gekommen. Der Mann rief erstaunt: „Je, Waldi, bist du's? Finde ich nach so vielen Jahren dich wieder? Ach, wie kommst du hieher?"

Daniel sagte: „Der Hund scheint Euch recht gut zu kennen. Hat er vielleicht einmal Euch zugehört?"

„Ja freilich! sprach der Mann; ich habe gemeint, der gute Waldi, mein treuer Haushund, sey schon vor dreizehn Jahren, als der Rhein mein Haus mit sich fortgerissen, in dem Wasser umgekommen. Ich hätte nicht gedacht, ihn noch einmal zu sehen." — „Ach, fuhr er fort, und trocknete sich die Augen, ich habe damals noch einen größern Verlust erlitten, der mir in dieser Welt nie mehr ersetzt wird!"

Daniel fragte, worin dieser Verlust bestanden habe. Der Mann erzählte nun ausführlich, wie bey jener großen Ueberschwemmung, die das Rheinthal betroffen, auch sein Wohnort hart mitgenommen worden; wie er in der Nacht plötzlich aus dem Schlafe aufgeschreckt worden, und wie er und sein Weib sich alle Mühe gegeben, ihre Kinder aus dem furchtbar angeschwollenen Wasser in's Trockene zu bringen; wie aber sein jüngstes Kind in der Dunkelheit der Nacht und bey der großen Verwirrung in der Wiege zurückgeblieben, und leider zu spät vermißt worden; wie das arme Kind, das gar ein holdes Knäblein gewesen, unter den Balken des einstürzenden Hauses und in den tobenden Wasserfluthen des Rheines begraben worden, und er nichts mehr davon gesehen und gehört habe. — Dem guten Daniel kamen aus Rührung über das

Schicksal des unglücklichen Kindes die Thränen in die Augen; er wußte nicht, er selbst sey jenes Kind gewesen, das er beweinte. Er tröstete den betrübten Vater des verlornen Kindes, sagte, er solle jene Schickung willig von Gott annehmen, der den Menschen am Ende Alles zum Besten lenke, und bot ihm zum Abschiede freundlich die Hand, weil er nunmehr nach Hause eilen müsse.

Er entfernte sich einige Schritte, und rief seinem Pudel; allein der treue Hund wollte seinen wiedergefundenen Herrn nicht mehr verlassen. Indeß sah man wohl, daß es ihm eben so schwer ankomme, sich von Daniel zu trennen. Er sprang bald zu Daniel hin, und stellte sich ihm in den Weg, als wolle er ihn aufhalten, weiter zu gehen; bald sprang er wieder zurück zu seinem ehemaligen Herrn. Als Daniel endlich stehen blieb, setzte sich der Hund

in gleicher Entfernung zwischen Beiden auf den Weg, und blickte kläglich winselnd bald diesen, bald jenen an, als wollte er sie bitten, beieinander zu bleiben, und einander nicht mehr zu verlassen. Als Daniel wieder weiter ging, und dabey beständig dem Hunde lockte, sprang der Hund wieder ängstlich hin und her, und war nicht zu bewegen, den Mann zu verlassen. Das währte eine halbe Stunde, und es wurde bereits dunkel. Endlich sagte Daniel: „Ich weiß in der That nicht, was ich thun soll. Ich wollte Euch den Hund, so lieb er mir ist, gerne überlassen; allein er gehört meinem Vater, dem Kaufmanne Blank. Kommt mit mir; er soll entscheiden, wessen der Hund seyn soll.“

Beide gingen mit einander, und der Hund legte darüber mit muthigen Sprüngen und lautem Bellen seine Freude an den Tag.

6.

Wiedersehen und Wiedererkennen.

Herr Blank und seine Frau hatten mit dem Abendessen gewartet, bis Daniel zurückkam. Daniel führte den fremden Mann in das Speisezimmer, das von zwey Wachskerzen erleuchtet war, die auf der mit einem blendend-weißen Tischtuche und hellem Silbergeräthe bedeckten Tafel standen. Herr Blank fing sogleich an, dem Daniel über sein längeres Ausbleiben einen Verweis zu geben. Daniel erzählte die seltsame Begebenheit, die sich mit dem Hunde zugetragen, und die ihm zugleich zur Entschuldigung seines längern Ausbleibens diente. Herr Blank forderte den ehemaligen Besitzer des Hundes auf, zu sagen, wie er um den Hund gekommen sey. Der Mann erzählte mit sichtbarer

Rührung, wie er in jener furchtbaren Nacht durch das Austreten des Rheines nicht nur seinen getreuen Hund, sondern auch, was ihm unendlich mehr schmerze, sein geliebtes Kind, das noch in der Wiege lag, verloren habe. Dem Herrn Blank und seiner Frau kam zu gleicher Zeit der Gedanke in den Sinn, jenes Kind in der Wiege könne ihr angenommener Pflegesohn Daniel gewesen seyn. Herr Blank, als ein kluger, Alles wohl überlegender Kaufmann, wollte indeß die Sache noch genauer erforschen. Er schickte Daniel in die Schreibstube, um dort aus den Handlungsbüchern einen Konto auszuziehen, den ein fremder Weinwirth, der morgen in aller Frühe abreise, verlangt habe. Daniel ging in die Schreibstube, und Herr Blank fragte nun den Mann über seinen Namen, seinen Wohnort, das Jahr und den Monatstag und alle Umstände jener

verhängnißvollen Nacht auf's genaueste aus. „Sagt einmal, sprach er unter Anderem, hatte der Hund damals nicht auch ein Halsband an?“

„O ja, sagte der Mann, es war von rothem Leder, und die aus Messing verfertigten Buchstaben J. M. B., die Anfangsbuchstaben meines Namens, Johann Martin Braun, befanden sich darauf.“

„Nun, sagte die Frau, und wie sah denn jene Wiege aus, in der das Kind damals gelegen?“

„Je nun, sagte der Mann, sie war nur von Tannenholz; aber sehr schön roth und blau angestrichen, fast so schön, wie die rothen und blauen Kornblumen.“

Herr Blank und die Frau faßten nun den Mann schärfer in die Augen, und fanden in seinem Angesichte, ohnerachtet der Runzeln, die Kummer und Sorgen vor der Zeit hineingebracht hatten, eine

auffallende Aehnlichkeit mit ihrem Pflegesohne.

„Ich habe keinen Zweifel mehr, sagte Herr Blank, Euer Sohn, der vor dreizehn Jahren als ein zartes Kind sammt der Wiege von dem überströmenden Rheine hinweggeschwemmt worden, sey dem Tode im Wasser entgangen, und noch am Leben.“

„Wie? Was? rief der Mann voll des höchsten Erstaunens. O, wo ist er? Wo ist er? O führt mich doch sogleich zu ihm!“

„Ihr habt ihn schon gesehen, sprach Herr Blank; es ist eben der junge Mensch, der Euch hieher geführt hat.“

„Was? rief der Mann, der schöne, feine junge Herr! Wäre es möglich! O mein Gott, wie wunderbar sind Deine Wege!“ Er blickte mit gefalteten Händen zum Himmel, schwieg lange, und

brach dann in einen Strom von Thränen aus. Endlich fragte er: „Wie wurde er denn gerettet? Wie kam er in dieses Haus und in diese glücklichen Umstände?“ Herr Blank erzählte kurz, wie die Treue des Hundes zur Rettung des Kindes Veranlassung gegeben.

„Wir haben, fuhr dann Herr Blank fort, den zarten Knaben an Kindesstatt angenommen, und ihn erzogen. Er hat sich immer sehr gut betragen, und uns schon viele Freude gemacht. Da wir seinen Taufnamen nicht wußten, so nannten wir ihn Daniel. Wir ließen ihn nichts davon merken, daß er nur unser angenommenes Kind sey, und er hält uns für seine wahren Aeltern. Ich muß ihn nun auf die Entdeckung dieses Geheimnisses, das für ihn sehr wichtig ist, vorbereiten; auch Ihr, lieber Freund, habt nothwendig, Euch zu erholen. Ich höre

Daniel kommen! Geht einstweilen in dies Nebenzimmer."

„Recht gerne, sagte der hocherfreute Vater; es ist mir lieb, daß ich einen einsamen Ort finde, an dem ich Gott für die unaussprechliche Freude, die Er mir bereitet hat, auf den Knien danken kann."

Daniel trat mit dem verfertigten Konto in das Zimmer; da er den fremden Mann nicht mehr, wohl aber den Pudel noch bemerkte, sagte er: „Nun, lieber Vater, haben Sie den Mann zufrieden gestellt?"

„Lieber Daniel, sagte Herr Blank, setze dich einmal zu mir; ich habe mit dir zu reden." Nach einer kleinen Einleitung sagte er ihm: „Ich und meine Gattin, die du bisher Vater und Mutter nanntest, sind nicht deine Aeltern."

Daniel war höchst bestürzt über diese Nachricht; er war fast starr vor Erstaunen, und konnte lange kein Wort her-

vorbringen. Endlich sagte er: „O meine liebsten Pflegeältern, wie unermeßlich viel Gutes haben Sie mir gethan! Wie unaussprechlich war Ihre Liebe gegen mich, und um so dankenswerther, da ich nur Ihr angenommenes Kind bin! Mein ganzes Leben hindurch werde ich Ihnen dafür dankbar seyn! Aber wie kommt es, daß Sie mir dieses Geheimniß erst jetzt entdecken? Sie werden ja doch nicht im Sinne haben, mich zu verstoßen!"

„Gewiß nicht, sagte Herr Blank; doch höre weiter! Du bist jenes Kind, das aus dem Rheine gezogen wurde; der Fremde, den du draußen bey dem Schiffe angetroffen hast, ist dein Vater."

„Dieser! rief Daniel verwundert; nun, er scheint mir ein recht guter, redlicher Mann zu seyn!"

Herr Blank sprach, um Daniel zu prüfen: „Das mag wohl seyn! Allein er

ist sehr arm; du bist durch unsere Vorsorge reich. Du bedarfst seiner nicht. Auch würde er dir in seinem ärmlichen Anzuge eben nicht viel Ehre machen. Ich habe deßhalb gedacht, ihn mit einer Summe Geldes in seine Heimath zurück zu schicken."

„Ach, mein Gott, rief Daniel, indem er von dem Sessel aufsprang, Sie werden ihn ja doch nicht schon zu dem Schiffe zurückgeschickt haben! O lassen Sie mich sogleich zu ihm hinaus! Ich muß sein väterliches Angesicht noch einmal sehen, und an seinem Halse weinen! — Doch, was Sie sagten, war wohl nicht Ihr Ernst. Wäre mein Vater auch der ärmste, der unglücklichste Mann von der Welt, er wäre doch mein Vater. Ich würde mich seiner nicht schämen, und Alles, was ich habe, mit ihm theilen."

Daniels Vater hatte, da die Thüre

des Nebenzimmers ein wenig geöffnet war, und Daniel laut und mit Nachdruck gesprochen hatte, diese Worte vernommen. Er kam zur Thüre herein, stürzte auf Daniel zu, und rief: „O mein Sohn!“ Daniel rief: „O mein Vater!“ Beide umarmten sich, und vergoßen die süßesten Thränen.

7.

Wohlwollen und Dankbarkeit.

Frau Blank befahl noch ein Gedeck zu bringen, und lud Daniels Vater zum Abendessen ein. Bey Tische unterhielt sich Herr Blank sehr lebhaft mit Martin, und freute sich, an seinem Gaste einen sehr verständigen und wohlgesinnten Mann zu finden. Unter vielem Andern fragte er ihn, was ihn bewogen habe, eine solche weite Reise zu machen? Martin erzählte,

daß ihm in Holland eine kleine Erbschaft zugefallen sey, und daß er sich wirklich auf dem Wege dahin befinde, sie zu erheben. „Vor jener unglücklichen Ueberschwemmung, sagte er, habe ich in ziemlichem Wohlstande gelebt. Allein jenes große Unglück hat mich fast ganz zu Grunde gerichtet. Ich mußte Haus und Stadel von Grund auf neu bauen, auch Hausgeräthe, Vieh und die zu dem Weinbaue und der Bleiche erforderlichen Werkzeuge neu anschaffen. Dadurch gerieth ich, wie es nicht anders seyn konnte, in Schulden. Die nächsten zwey Jahre waren für mich, da mein Weinberg durch den rauhen Winter sehr gelitten hatte, schlecht. Auch in der Folge kamen wenige gute Weinjahre. Deßhalb konnte ich bey allem Fleiße und aller Sparsamkeit nicht mehr aus den Schulden herauskommen. Die Nachricht von einer Erbschaft, die

einige hundert Gulden beträgt, kam mir daher sehr erfreulich. Man machte indeß Schwierigkeiten, sie mir ausfolgen zu lassen. Da beschloß ich denn, selbst hinzureisen, um die Sache zu betreiben. Ob ich das Geld erhalten werde, steht nun zu erwarten."

„Nun, sagte Herr Blank, Ihr werdet Euch hoffentlich mit den nöthigen Papieren versehen haben?"

„Allerdings!" sagte Martin, indem er seine Brieftasche hervorzog, und seine Schriften dem Herrn Blank überreichte. Herr Blank durchlief sie mit schnellen Blicken, fand sie in Ordnung, sah jedoch, daß es noch ziemlich zweifelhaft sey, ob Martin mit seinen Ansprüchen durchdringen werde, und daß er sich wenigstens noch bedeutende Abzüge werde müssen gefallen lassen. Es war vorauszusehen, daß [illegible]m, nach all den Ausgaben für Reise,

für den Aufenthalt in Holland, und für die Gerichtskosten von dem kleinen Erbe wenig übrig bleiben werde. Allein Herr Blank, der eben so edelmüthig als reich war, sprach: „Wißt Ihr was, mein lieber Freund! Eure Reise nach Holland ist für Euch sehr beschwerlich; auch würdet Ihr dort lange aufgehalten werden, und Mühe haben, das Geld zu erhalten. Ich will Euch die betreffende Summe voll und rund ausbezahlen; Ihr gebt mir dagegen eine Vollmacht, die Summe zu erheben, und ich werde dann meinem Geschäftsführer in Amsterdam auftragen, mir das Geld zu verschaffen.“

Martin war über diesen Vorschlag sehr erfreut, und nahm das gütige Anerbieten mit dem herzlichsten Danke an, obwohl er die Größe dieser Wohlthat nicht ganz einsah, und nicht wußte, daß Herr Blank ihm den größten Theil an dem Gelde schenke.

Frau Blank, die eben so menschenfreundlich und wohlwollend als ihr Mann war, erkundigte sich jetzt liebreich nach Martins Ehegattin und seinen übrigen Kindern, und sagte: „Da Euch, mein werther Martin, die Reise nach Holland erspart ist, so müsset Ihr einige Tage bey uns bleiben. Daniel aber muß Euch dann begleiten, und auch eine Zeit bey Euch zubringen. Da er so glücklich war, seinen lieben Vater zu finden, so muß er nun auch seine liebe Mutter von Angesicht kennen lernen. Auch seine Geschwister zu sehen, wird ihm große Freude machen. Wir wollen Euch, lieber Freund, dann schon eine Gelegenheit verschaffen, mit Eurem wiedergefundenen Sohne nach Hause zu fahren."

Martin war über so viele Güte entzückt, und versicherte mehrmal, so gute, liebreiche Menschen habe er noch nie an-

getroffen. Fast immer standen ihm die Thränen in den Augen; er sagte wiederholt: „Ich kann dem lieben Gott nicht genug danken, daß Er meinen lieben Sohn so barmherzig von dem Tode im Wasser errettet, ihn zu so edlen Menschen geführt, die ihn so gut erzogen haben, und daß Er mich ihn wieder so wunderbar hat finden lassen.“

Daniel sah seinen Vater, der so froh und fröhlich war, fast beständig mit der innigsten Freude und der kindlichsten Liebe an. Er hätte auch von seiner lieben Mutter gern mehr hören mögen, als in dem Gespräche vorgekommen war. So lange aber Herr Blank so angelegentlich redete, hatte er aus Bescheidenheit geschwiegen. Jetzt bat er seinen Vater, doch noch mehr von der Mutter und den Geschwistern zu erzählen. Martin erzählte mit Freuden; er war sehr beredt, indem er die Fröm=

migkeit, den Fleiß, die Demuth, die Sparsamkeit und die übrigen häuslichen Tugenden seiner Ehegattin schilderte; und mit Entzücken erzählte er von dem guten Betragen seiner zwey Söhne und seiner zwey Töchter; er konnte ihre rühmlichen Eigenschaften, ihre Gottesfurcht, ihre Ehrerbietigkeit gegen die Aeltern, ihre Folgsamkeit, ihre Arbeitsamkeit, ihre Sittsamkeit und Bescheidenheit nicht genug loben. Alle hörten ihm mit Freuden zu; die Herzlichkeit und Rührung, womit er sprach, überzeugte sie, daß er die Wahrheit rede, und daß er selbst ein sehr guter Ehegatte und ein sehr liebreicher Vater sey, und daß in seiner Wohnung Friede und Eintracht recht zu Hause seyen.

Daniel war über alle diese Nachrichten hoch erfreut, und schätzte sich glücklich, nun auch noch seine Mutter und Geschwister recht bald zu sehen.

„Nun, sagte er, als von der nahen Reise die Rede war, da muß ich meiner lieben Mutter und meinen Geschwistern doch auch Etwas mitbringen! Es ist gut, daß meine Sparkasse wohl bestellt ist; ich denke allerley für sie einzukaufen, wenn ich nur recht wüßte, was ihnen Freude machen werde.“

„Ich werde dir einkaufen helfen, sagte Frau Blank, und dich bitten, ihnen dann auch einige Geschenke von mir mitzubringen.“

„Wohl, sprach Herr Blank, und ich werde mein Scherflein auch beitragen.“

Am folgenden Morgen ging die Frau mit Daniel in einen Kaufladen, und kaufte für Daniels Vater und zwey Brüder feines Wollentuch, dann für die Mutter und die zwey Schwestern schöne Zeuge zu Kleidern, und noch allerley, was ihnen angenehm und nützlich seyn konnte.

Der Handlungsdiener hatte recht zu schleppen, um ihr Alles nachzutragen, und auch Daniel hatte unter jedem Arme ein Packet. Als sie nach Hause kamen, und Frau Blank die vielen schönen Geschenke auf einer langen Tafel ausbreitete, war Daniels Vater ganz erstaunt. Frau Blank ergötzte sich an seinem Erstaunen, deutete mit dem Finger auf ein großes Stück feinen, dunkelgrünen Tuches und sagte: „Dieses Tuch hat Daniel Euch, seinem lieben Vater, zum Geschenke bestimmt. Nehmt es nur sogleich in Empfang! Das Macherlohn werde ich bezahlen; der Schneider ist schon bestellt." Und so erhielt Daniels Vater, dessen Kleider wohl sehr reinlich, aber auch sehr abgetragen waren, eine vollständige neue Kleidung. Er konnte nicht Worte genug finden, den Dank, der sein ganzes Herz erfüllte, auszudrücken. Alles, was er

sagte, schien ihm zu wenig. Allein Herr Blank sprach: „Laßt es gut seyn! Wozu gäbe denn Gott einigen Menschen mehr Vermögen, als sie nöthig haben, wenn sie nicht Denjenigen, die zu wenig haben, davon mittheilen wollten? Reiche Leute könnten, wenn sie es recht verstünden, in der Wohlthätigkeit eine größere Freude finden, als in tausend andern Dingen, die für Geld zu haben sind. Sie würden dann aus eigener Erfahrung lernen, wie wahr das Wort unsers göttlichen Erlösers sey: Seliger ist geben, als empfangen."

8.

Freude über Freude.

Ein Hausfreund des Herrn Blank, der eine Handelsreise nach Mainz zu machen hatte, erbot sich, Daniel und des-

sen Vater bis dahin mitzunehmen. „Nun wohl, sagte Herr Blank; von dort aus könnet ihr dann mit der Post vollends nach Hause reisen; das Postgeld zu bezahlen übernehme ich.“ Sie reiseten ab, und der getreue Pudel begleitete die Kutsche; zuweilen saß er auch eine Zeit sehr ernsthaft neben dem Kutscher auf dem Kutschenbock. Daniel hatte das alte Halsband des Hundes wieder hervorgesucht, es mit schönem rothen Leder neu überziehen, und das Beschläg und die drey Buchstaben J. M. B. im Feuer vergolden lassen. „Der treue Pudel, sagte Daniel, hat es wohl verdient.“

Als Martin mit Daniel sich seinem Wohnorte näherte, und man die weiße Leinwand auf der Bleiche schon von ferne zwischen den grünen Gebüschen hervorblicken sah, erkannte der Hund die Gegend, und sprang freudig voraus. Ottilie mit

ihren zwey Töchtern begoß eben das Tuch auf der Bleiche; die zwey Söhne waren in dem Weinberge beschäftigt. Der Hund lief auf Ottilie, seine ehemalige Hausfrau, zu, und sprang mit freudigem Bellen bald an ihr empor, und bald im Kreise um sie herum. Ottilie erstaunte nicht wenig, wie der Hund, von dem sie seit jener traurigen Ueberschwemmung nichts mehr gesehen noch gehört hatte, auf einmal hieher komme, und sie noch kenne. Die ältere Tochter erinnerte sich des Hundes wohl noch; allein diese kannte er nicht mehr. Die zwey Söhne, die von dem Weinberge aus die Freudensprünge des Hundes bemerkt hatten, kamen herab, und der ältere Sohn, Georg, wurde fast verdrießlich, daß sein alter Spielkamerad Waldi, den er ehemals so bedauert hatte, ihn gar nicht mehr kennen wolle. Indem Alle, Mutter, Töchter und Söhne

sich noch immer über die unvermuthete Ankunft des Hundes nicht satt wundern konnten, vernahmen sie den jubelnden Schall eines Posthorns; die Kutschenpferde, von dem geschickten Postillion gelenkt, galloppirten muthig durch das Dorf, und hielten vor Martins Haus. „Nun, sagte Ottilie, was giebt's jetzt wieder? Was will die Kutsche bey uns? Der Postillion muß irre gefahren seyn.“ Sie näherte sich der Kutsche; da sprang zuerst Martin heraus. Sie grüßte ihn freundlich, machte aber sogleich ein ernstes Gesicht, und sagte: „Aber um des Himmels Willen, liebster Martin, was soll doch dieß heißen? Mit Extrapost zu fahren — und, was ich erst jetzt sehe, sich vom Kopf bis zum Fuß ganz neu und so schön zu kleiden — nein, das ist einmal zu arg! Und auch der Hund, der Waldi, den du wieder aufgetrieben und

gewiß theuer genug bezahlt hast, hat ein ganz neues prächtiges Halsband mit deinem Namen. In der That, ich habe dich bisher für einen bessern Haushälter gehalten. Ich fürchte, die Erbschaft habe dir den Kopf verrückt. Wenn du so verschwenderisch zu leben anfängst, so wird es mit dem ererbten Gelde bald ein Ende haben."

Martin sagte lächelnd: „Werde nur nicht böse, liebe Ottilie! Laß mich nur erst auspacken! Du wirst sehen, an dem Gelde fehlt kein Heller." Er öffnete den Koffer, den der Postillion eben herein gebracht hatte, nahm den schweren Geldsack heraus, und schüttete das Geld auf den Tisch. „Ach du lieber Himmel, rief Ottilie, so viel Geld auf einmal habe ich ja in meinem Leben noch nicht gesehen! Mir flimmerts vor den Augen, und es

ist mir, als träume ich. Aber sag' doch, wo nimmst du die neue Kleidung her?"

„Das ist noch nicht Alles, sagte Martin; auch du und die Kinder sollen neu gekleidet werden." Er packte die schönen Zeuge, den etwas dunklern für die Mutter, und die von hellerer Farbe für die Töchter, nebst Band und Spitzen und Strickgarn aus; langte hierauf das Tuch zu einer vollständigen Kleidung für die Söhne aus dem Koffer hervor, und legte dann noch einen großen Pack feiner Leinwand dazu. Der Tisch war zu klein, Alles darauf auszulegen. Ottilie sagte: „Nein, das ist zu viel! Mir steht der Verstand still. Wie kommst du doch zu allen den kostbaren Waaren?"

„Dieses Alles, sagte Martin, auf Daniel deutend, bringt Euch mein Reisegefährte hier mit!"

9.

Die Seligkeit guter Aeltern und guter Kinder.

Daniel war indessen seitwärts stehen geblieben. Mutter und Kinder hatten in ihrer Freude ihn kaum bemerkt, oder doch nicht auf ihn geachtet. Er aber ergötzte sich innig an der Freude seiner Mutter und Geschwister, die alle recht gut und blühend aussahen. Die Mutter, für die es bisher so Vieles zu sehen gab, blickte ihn nun erst recht an, und sagte: „Der feine junge Herr da, sagst du, bringe uns alle diese schönen Sachen! Je, wer ist er denn?"

Martin erhob seine Augen zum Himmel, faltete die Hände, und sprach mit Feierlichkeit und hausväterlicher Würde, die etwas Erhabenes hatte: „Höret und er=

staunet — und bethet Gottes heilige Vorsicht an!" Mutter und Kinder waren so zur Freude gestimmt, daß er ihnen die größte Freude, die ihrer wartete, ohne Gefahr entdecken konnte. „Sieh, liebe Ottilie, sagte er, dieser liebe, freundliche junge Herr ist dein Sohn Caspar — jenes Kind, von dem wir glaubten, es sey in jener großen Wasserfluth umgekommen. Ein reicher Kaufherr und sehr edler Mann hat ihn an Kindesstatt angenommen, und Caspar, oder wie er jetzt heißt, Daniel, ist nun im Stande, uns aus aller Noth zu erretten!"

Hierauf erzählte Martin, wie die Wiege mit dem Kinde, nachdem sie aus dem vom Wasser durchbrochenen Hause einen Ausweg gefunden haben mußte, auf dem Rheine weit hinabgeschwommen, wie der Hund der Wiege nachgeschwommen, und das Kind, wiewohl vergebens, zu retten

suchte; wie aber die Treue des Hundes die Leute am Ufer auf das Kind in der Wiege aufmerksam machte, und die Ursache war, daß es gerettet wurde.

„Doch, sprach Martin, was rede ich von dem Hunde, so sehr ich auch seine Treue bewundern muß? Gott, ohne dessen Wissen kein Spatz vom Dache fällt, hat das Kind gerettet! Gott hat sich nach seiner unendlichen Weisheit, die sich auf Alles erstreckt, bloß dieses seines Geschöpfes, dieses treuen Thieres, zur Errettung unsers Kindes bedient. Ihn, den guten, barmherzigen Vater der Menschen, wollen wir anbethen; Ihm wollen wir danken!“ — Vater, Mutter, Daniel, alle Kinder, auch der Postknecht, der noch auf sein Trinkgeld wartete, wurden von andächtigen Gefühlen ergriffen, und blickten mit Augen voll Thränen zum Himmel.

Daniel konnte sich aber nicht mehr halten. Er fiel seiner Mutter weinend um den Hals, und die Mutter schloß ihn in die Arme und drückte ihn unter den süßesten Thränen, die sie je geweint hatte, an ihr Herz. Er begrüßte hierauf alle seine Geschwister. Die Seligkeit, die in diesen himmlischen Augenblicken Aeltern und Kinder empfanden, ist unbeschreiblich.

Anfangs waren Daniels Brüder und Schwestern etwas scheu gegen ihn; er schien ihnen zu vornehm, als daß sie recht vertraut mit ihm hätten umgehen können. Sie konnten auch kaum glauben, daß er ihr Bruder sey. In der That war auch zwischen ihm und seinen Geschwistern, wenn er so in ihrer Mitte stand, ein auffallender Unterschied zu bemerken. Seine zierliche Kleidung nach der Art reicher Städter, sein Angesicht weiß und roth, wie Milch und Blut, seine

reine Aussprache, der feine Anstand in seinem Betragen, stachen sehr ab gegen die bäuerische Tracht seiner Brüder, ihre von der Sonne gebräunten Gesichter, ihre ländliche Mundart, ihre Dorfsitten und übergroße Höflichkeit. Allein, da er so ganz ohne allen Stolz, so anspruchlos und demüthig, so liebreich und freundlich war, so gewannen Brüder und Schwestern bald Zutrauen zu ihm, und sie redeten so vertraulich mit ihm, als wären sie mit ihm erzogen worden. Sie gingen mit ihm auf die Wiese, in den Weinberg, und umher in der Gegend. Sie zeigten ihm Alles, was das Landleben Schönes und Angenehmes hat. Er hatte nun freilich Vieles gelernt, und redete von Vielem, was sie nicht wußten; allein auch sie wußten Vieles, was ihm gänzlich unbekannt war. Er wußte als ein Städter, der wenig vor das Thor der

Stadt kam, die verschiedenen Getreidarten auf dem Felde kaum zu unterscheiden; sie aber konnten ihm fast jedes Feldblůmchen nennen. Sie gingen an einem blůhenden Flachsacker vorbey, und er fragte, wie es denn komme, daß man gar so viele von den niedlichen blauen Blůmlein anbaue, und wozu sie dienen? Wie er vorhin manchmal über ihre Unwissenheit gelåchelt hatte, so brachen jetzt sie, die keine so feine Begriffe vom Schicklichen hatten, in lautes Lachen aus. Allein sobald sie wahrnahmen, daß er etwas beschåmt erröthete, hörten sie sogleich auf zu lachen, und die zwey Schwestern erzåhlten ihm nun die Geschichte des Flachses, vom Leinkörnlein an, das in die Erde gelegt wird, bis zu den zarten, viele Ellen langen Fåden, aus denen die schöne, weiße Leinwand und die feinen Spitzen, die er ihnen mitbrachte, gewebt worden.

Daniel sagte: „Ich sehe nun wohl, auch Ihr wißt Vieles, was ich nicht weiß! Allein so muß es seyn. Jeder Mensch muß das lernen, was zu seinem Berufe nothwendig ist.“

„Das ist gut bemerkt, sprach der Vater; so verschieden übrigens eure Erziehung ist, so war doch bey euch Allen die Hauptsache einerley — Frömmigkeit, Arbeitsamkeit, Berufstreue; und dieses gehört allen Menschen gemeinschaftlich an, dem Landmanne hinter dem Pfluge, dem Kaufmanne oder Gelehrten in seiner Schreibstube, und dem Könige auf dem Throne.“

Eines Morgens gingen Vater, Mutter und Geschwister mit Daniel auf die Anhöhe unweit des Dorfes, auf welcher sie bey jener Ueberschwemmung eine so fürchterliche Nacht zugebracht hatten. Die Mutter erzählte ihrem Sohne Daniel,

welche Angst sie da ausgestanden und wie sie um ihn gejammert habe; auch welcher allgemeine Jammer entstand, als Alle, die sich damals auf der Anhöhe befanden, ihr freundliches Dörflein so schrecklich verheeret sahen.

„Nun, nun, sprach der Vater; mit Gottes Hülfe ward es aber wieder aufgebaut, und zwar schöner und fester als zuvor. Ich sagte schon damals, dieses große Unglück werde am Ende uns Allen großen Segen bringen! Und so ist es auch gekommen. Die Leute in unserm Dorfe und in der ganzen Gegend wurden mehr angetrieben zum Gebeth und zum Vertrauen auf Gott; sie erkannten ihre Abhängigkeit von Gott lebhafter, und welche Unterwürfigkeit sie Ihm schuldig seyen. Ihre Arbeitsamkeit, die bey ihrem Wohlstande ziemlich nachgelassen hatte, wurde auf's neue geweckt; und Einige,

die der Reichthum und Ueberfluß hochmüthig und verschwenderisch gemacht hatte, wurden, von der Zeit an, demüthiger, sparsamer und mäßiger. Gott hat auch viele wohlthätige Herzen erweckt, die sich unsrer Noth liebreich annahmen, wie denn sogleich am Morgen nach jener schrecklichen Nacht viele gutherzige Menschen uns zu Hülfe kamen. Ich könnte davon eine ganze Reihe schöner Handlungen erzählen. Auch war unter den Einwohnern unsers Dorfes, von dem Tage an, mehr Eintracht und Liebe; manche Feindschaft hörte auf; Alle wurden friedfertiger; Alle standen in ihrer gemeinschaftlichen Noth einander getreulich bey. Und wie gut hat es Gott insbesondere mit mir und meinem lieben Weibe und meinen Kindern gemacht! Wer hätte damals geglaubt, daß wir unser liebes Kind, das wir für ertrunken hielten, noch einmal und zwar

in so erfreulichen Umständen wieder sehen würden? Wie hätten wir in jener traurigen Nacht auch nur denken können, daß wir einst hier auf diesem Hügel einen so fröhlichen Morgen haben würden? Aber schon damals hatte Gott für uns diese Freude im Sinne, und sah uns schon damals so erfreut, wie wir es jetzt sind, hier beisammen. Drum sag' ich immer: Nur nie verzagt, so übel es uns auch gehen mag; es geht gewiß wieder einmal gut. Gott macht am Ende Alles recht, wenn nicht in dieser, doch in jener Welt."

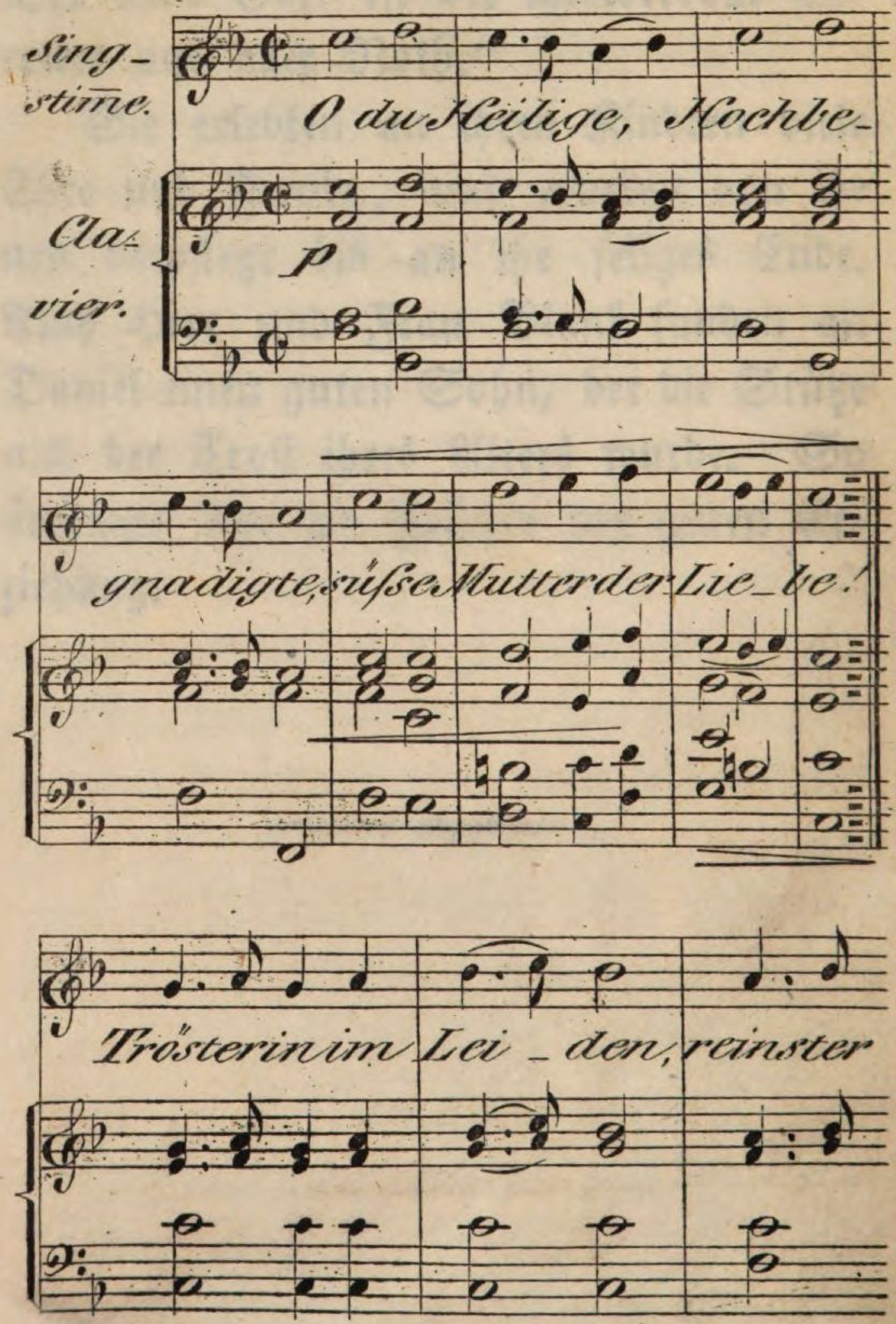
In der Folge machte Herr Blank den trefflichen Martin, von dessen Ehrlichkeit und Kunde des Weinbaues er sich vollkommen überzeugt hatte, zum Aufseher und Verwalter seines ansehnlichen Weingutes, das er damals, als Daniel aus dem Rheinstrome gerettet wurde, noch

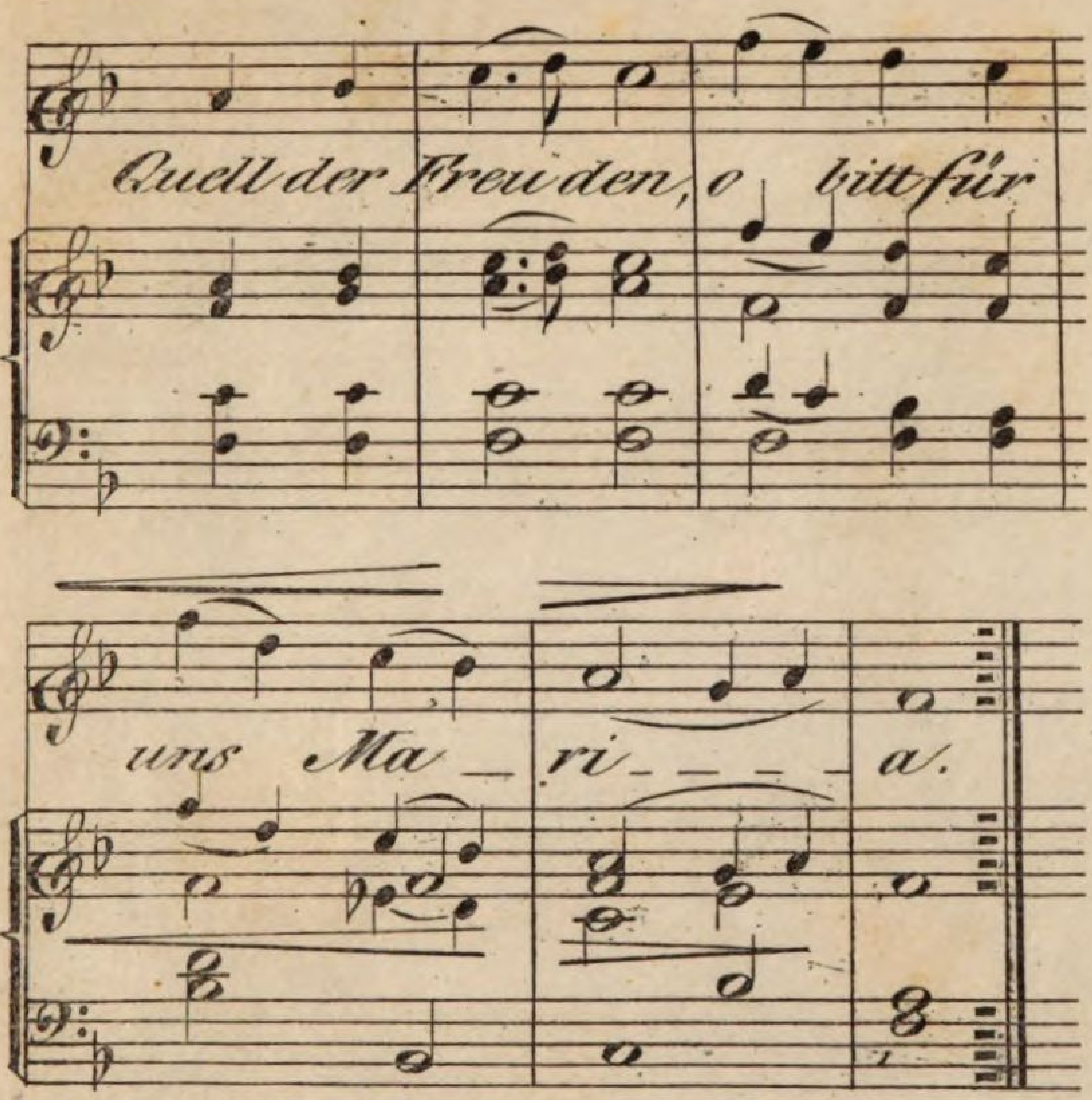
selbst bewohnt hatte. Martin überließ sein Haus, nebst Weinberg und Bleiche seinem ältesten Sohne, und zog mit seiner Ehefrau und seinen übrigen Kindern auf das Gut, dessen Verwaltung Herr Blank ihm anvertraut hatte. Daniel, dem Herr Blank seine ganze Handlung abtrat, ward dadurch in den Stand gesetzt, alle seine Geschwister auf das Beste zu versorgen, was er auch redlich gethan hat. Vater Martin und Mutter Ottilie, die sehr alt wurden, sagten öfter mit gefalteten Händen und frommen Blicken zum Himmel: „Der liebe Gott hat nicht nur unser Kind vom Wassertode errettet; Er hat durch eben jene Wasserfluth allen unsern Kindern große Wohlthaten erwiesen. Denn wir Aeltern hätten, wenn auch jenes Unglück nicht über uns gekommen wäre, wenig für sie thun können? Nun aber sind Alle auf's Beste versorgt.

Der liebe Gott ist der wundervolle Erretter aus aller Noth."

Sie erlebten an ihren Kindern viele Ehre und Freude, und wurden von ihnen verpflegt bis an ihr seliges Ende. Auch Herr und Frau Blank fanden an Daniel einen guten Sohn, der die Stütze und der Trost ihres Alters wurde. So ärnteten Alle die Früchte der guten Erziehung.

An die heiligste Jungfrau.





O Geduldige,
Gottergebene
Auf dem Nachtpfad des Lebens;
Daß wir ohne Klagen
Still die Leiden tragen
O, bitt für uns, Maria.

O Barmherzige,
O Mitleidige,
Mutter unsers Erlösers!
Tröstend uns begleite
In dem letzten Streite;
O, bitt für uns, Maria.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph <<von>>,

Die Früchte der guten Erziehung drey Erzählungen in Briefen für Kinder und Kinderfreunde

Bd.: 2

Augsburg (1840)

Paed.pr. 3174-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761153-4